

II. Jahrgang.
No. 45

15. Kriegsnummer^{*)}

5. November 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Die Heldentaten der „Emden“



Phot. Carl Stern.

Fregattenkapitän von Müller, der Kommandant der „Emden“.

^{*)} Die vorübergehenden Nummern können nachbestellt werden.

Umfang: 16 Seiten.

Aus dem Westen. – Neue Bilder aus Ostpreußen.



Schwere Haubiße in Feuerstellung.



Abfeuern einer schweren Haubiße.

Spezialphotos Fr. A. Pöhl.



Pillkollen, wo die Russen den letzten schwersten Widerstand leisteten, bevor sie vertrieben wurden.



Spezialphotos Fr. Tiefenitz.

Labiau a. d. Deime. Die Fenster am Brückentopf sind zugemauert und mit Schießscharten versehen. Die Deime ist die letzte Verteidigungslinie vor Königsberg.



Oberkommandeur v. François besichtigt das zerstörte Lgd.

Phot. Herr. Goedel.



Deutsche Proviantwagen zwischen Ostende und Brügge.



Ein verwundeter deutscher Offizier diktiert seine Befehle an seinen Feldwebel.

Der. Foto-Pat. K. H. H. H.

Der Gurfha!

Von J. Spier (München).

Der ganze Dampfer war zum Truppen-Transport eingerichtet worden. Die schönen, feurigen Gurfhaferde standen reihenweise auf dem Oberdeck. Nur Sturm und schlechte See durften nicht kommen, sonst würde es Beinbrüche und schwere Verletzungen bei dem ausgepackten Material geben. Das war dann Festfeier für die Haifische, welche dem Dampfer wie die Ketten angingen. Zuweilen stach eine dreieckige, mächtige Rückenfinne aus dem Wasser, und man konnte bei dem klaren Medium bis in die Tiefe beobachten, wenn sich die gefräßigen Gefellen um ein Stück faules Fleisch stritten, das über Bord geworfen worden war. Der Indische Ozean lag still wie ein weites, glitzerndes, blaues Tuch. Kein Lüftchen regte sich. Die Sonnenfegeln waren über das ganze Schiff gespannt und brachten dennoch kaum Kühlung. Vielleicht 40 Grad mochten es sein. Aber die Gurfhas waren die Hitze gewöhnt. Sie fühlten sich dabei wohl. Sie wußten, daß man sie gegen die aufständischen Perser verwenden wollte, welche drüben Revolution machten. Das war ihnen kein angenehmer Gedanke. Sie gehen ungern außerhalb ihres Landes. Prachtvolle Gefellen waren unter ihnen, großgewachsene Gurfhas mit schwarzen, geteilten Vollbärten, dunklen Augen und schöner Gewandung. Sie trugen alle den charakteristisch gebogenen Dolch am Gürtel. Büsche an den Turbanen, welche im Feld gegen Säbelhiebe guten Schutz geben sollen. Aber sie waren, trotzdem sie untereinander plauderten, gegen die englischen Matrosen und auch gegen ihre Offiziere zurückhaltend. Das konnte man sofort bemerken. Sie blieben meistens unter sich. Wenn sie aßen, saßen sie zu viert, zu fünft um eine große Schüssel, die Reis, Hammelfleisch, Gurfha und allerlei Gewürze nebst viel Sauce enthielt, und bildeten sich Agulen aus dem Gemische. Die schoben sie sich dann nach alter Gewohnheit in den Mund. Die englischen Matrosen, obwohl sie mit diesem Anblick doch vertraut waren, schickten zuweilen herüber. Die Gurfhas quitierten das mit eifernem Stillschweigen, doch ihre Blicke waren düster. Am Nachmittag ruhten sie unter den breiten Sonnenfegeln. Ein Matrose, der sicher etwas angetrunken war, torkelte vorüber und trat einen von den Gurfhas. Der sprang wütend auf und schrie etwas in seinem undeutlichen Dialekt. Der Matrose grinst und spuckte ihm ins Gesicht. Der Gurfha riß seinen gebogenen, trisartig geschweiften Dolch aus dem Gürtel. Aber ehe er etwas unternehmen konnte, war er von seinen Kameraden zurückgestoßen und umzingelt worden.

Die Szene ging schneller vor sich, als man sie beschreiben kann. Dann war alles wieder so ruhig, wie wenn nichts geschehen wäre. Das Schiff stampfte trüg durch den Ozean. Die Hitze wurde immer qualender. Die Pferde trappelten nervös auf dem Holzboden, zuweilen wieherte eins laut. Pöfliche Kommandos tönten manchesmal herüber. Ich lag neben einem Offizier des Kreuzers „Amphitrite“ auf dem Komfortstuhl. Wir hatten die ganze Affäre beobachtet.

Der junge Mariner meinte: „Ich kenne diese Gurfhas. Sie hassen uns, weil wir sie nicht achten. Wir sehen in ihnen immer noch die Wilden, und wir wollen sie als Zweitklassige einordnen. Sie vergessen das nicht. Selbst ihre Mischlinge mit Weissen haben drunter zu leiden. Sie kennen doch den Regierungsrat von Bender-Abbas, seine Mutter ist eine Gurfha, sein Vater ein englischer Kaufmann. Aber wenn er auch eine amtliche Stellung bekleidet, sein Engländer, der etwas auf sich hält, wird mit ihm verkehren wollen. „Halfcast“ heißt das. Und diese Gurfhas sind stolz wie die Fürsten. Wehe dem, der sie so beleidigt, daß sie sich gedehmütigt fühlen. Aber was sollen wir machen? Die Kerle sind gute Reiter. Trotzdem können wir uns doch nicht mit ihnen verbrüden.“

Erster und letzter Jahrgang

Feldnummer 1

Auflage: 1. bis 30. Tausend

Der Landsturm

Einziges deutsches Militär-Wochenblatt auf Frankreichs Flur

Druck: H. Komp. des K. S. Landsturm - Bataillons Nr. 1. Leipzig

Sonntag, 11. Oktober 1914

Verlag: Vouriers, rue Chanzy 1. Preis pro Nummer 10 Pf.

Dem Andenken
der gefallenen Kameraden.

Die Ihr Blut und Leib und Leben
Für uns habt dahingegen,
Tote Ruher, nun ruht aus!
Keinen Schmerz wehet Schrecken
Kann uns diesem Schlaf Euch wehren,
Ruhet aus. Ihr seid zu Haus.

Verstanden ist die Hölle
Der Granaten und Schrapnelle,
Nun schmetzt Mallet Erde Euch
Durst und Hunger, Frost und Fieber,
Sturm und Regen sind vorüber —
Mutterchoas ist warm und weich.

Aber wir, die wir hier oben
Noch im Sonnenlicht, geloben
Eins Euch in die Grast hinein:
Nicht umsonst habt Ihr gestritten,
Nicht umsonst habt Ihr gelitten,
Eure Erben wollen wir sein!

Eurer schweren Arbeit Erben,
Erben selbst von Not und Sterben,
Alles geht von Hand zu Hand,
Erben Eures Herzens Brennen —
Für das Groeste, das wir kennen:
Deutsches Volk und Vaterland!

Ottowald.

Der Landsturm!

Landsturm! Ein mächtiges Wort! Ein Sturm pflüht durch die Lande und riss sie alle mit, den Milchbair auf der Schulbank, den kräftigen Mann voll unverbrauchter Kraft und uns mit dem angegrauten Scheitel, die wir den Berg des Lebens schon jenseits wieder hinabwandern, hinein in die Abendschatten der Nacht, durch die alle hindurch müssen.

Vor uns, den alten Herren, liegt die Jugend unseres Volkes neher die feindlichen Gefilde, wie die Windsbraut vor dem Gewitter dahinjagt, den Feind vor sich her treibend wie welkes Laub, und wir, der Landsturm, dahinter wie die mächtige Wetterwand, ein Zeichen den fremden Völkern: diesmal ist es den Deutschen bittener, todessehrender Ernst! Wie alle, die Forsten wie die Buerger, die Reichsten wie die Aermsten, die Industriekoenige wie die Handwerker, wir alle kämpfen fuer das Hoechste wie fuer das Letzte!

Ein Volkskrieg, ein heiliger Krieg!

Da zieht nicht nur der Juengling, die koerperliche Kraft des Volkes, in das Feld, nein, auch wir, die reifen Leute, die Traeger seiner wirtschaftlichen Kraft, lassen Kanzlei und Kontor, Webstuhl und Werkstatt stehen und greifen mit dem hittern Ernst unserer Jahre zur Wehr. Mag brechen, was da brechen will. An der Sonne des Sieges werden alle die haengenden Blueten gesellschaftlichen Wohlstandes sich bald wieder farbenpraechtiger entfaellen als je zuvor.

„Der Landsturm“ ist ein soldatisches Meisterstück. Er ist die erste deutsche Zeitung auf französischem Boden, die von sächsischen Landsturmluten in Douziers in einer verlässlichen französischen Zeitungsdruckerei hergestellt wurde. Die vier Seiten umfassende Nummer zeigt auf dem Titelblatt das schwungvolle Gedicht „Dem Andenken der gefallenen Kameraden“ gewidmet, dann folgt ein Leitartikel, der selbstverständlich vom Landsturm handelt. Erzählungen über Kriegserlebnisse, Artikel belehrenden Inhalts und humorvolle Inserate schließen sich an. Die originelle Zeitung dürfte einzig in ihrer Art dastehen.

Aus diesem englischen Offizier sprach das Gefühl, wie es allgemein dort drüben herrscht. Trotz allem Geschwätz von Gleichheit und Gleichschätzung weiß der Eingeborene, daß er nicht für voll genommen wird. Und er vergißt es nicht. Das sollten wir bald bestätigt finden. Der Offizier erzählte weiter:

Gefallen Ihnen diese Gurfhas? Sie sind tüchtig zu Pferde. Aber glauben Sie mir, sie wissen, daß sie gegen eine gut geschulte europäische Truppe hilflos sind. Denn sonst wären sie schon längst losgebrochen. Wir verkennen nicht, daß wir ihrer nicht sicher sind. Wir rechnen stets mit der Möglichkeit einer Empörung, und dann stehen diese Eingeborenentruppen in unserem Rücken, und wenn sie den richtigen Aufwiegler haben, dem sie blindlings folgen, dann kann's übel enden. Gewiß, wir sind schon einmal mit einem schlimmen Aufstand fertig geworden, aber wer weiß, wie dieser zweite enden würde. Ich mag diese braunen Kerle nicht. Ich traue ihnen nicht weit.

Wir lagen da, schmauchten Zigaretten und verwünschten die Hitze. Allmählich schlummerten wir in ein dumpfes Träumen hinüber.

Am andern Morgen wurde ein Matrose vermisst. Er war spurlos verschwunden. Der Ozean lag so still und unschuldig da, als wenn er nie instande sein würde, Menschen und Schiffe mit weitgeöffnetem Rachen hinabzuschlingen. Der Matrose blieb verschollen. Keine Spur von ihm war aufzufinden. Es war der, welcher am Mittag vorher den Gurfha angespien hatte.

Als wir im Deckstuhl lagen, fing der Offizier wieder an: „Ich weiß, wo dieser vermiste Säufert steckt. Seien Sie sicher, und der Kapitän weiß es auch. Aber er darf keine weiteren Recherchen anstellen, sonst macht er die ganze Gurfhabande rebellisch. Ein Dolch zwischen den

Rippen und ein Schnitt durch die Kehle, so ist der Kerl jedenfalls in den Ozean geworfen worden. Die Haifische werden schon faubre Arbeit geleistet haben. Weissen Sie den Gurfhas etwas nach. Sie halten zusammen wie die Blutverschworenen. Besonders wenn sie der Haß gegen uns Weiße eint. Ich sagte Ihnen, wir sind ihrer nie sicher. Ich traue ihnen nicht. Ich verwünsche die ganze Bande zum Teufel. Aber wir müssen schweigen.“ Und dann schweig er. Paffte seine Zigarette und blickte über die weite See...

✱

Unsere Herrenreiter im
Kriege.

Die deutschen Herrenreiter stehen ohne Ausnahme im Feld. Es war kein Zweifel, daß unsere tapferen Reitermänner, die so manchen kühnen Ritt auf dem grünen Rasen absolviert haben, vor allen anderen dazu erwählt werden, wenn es gilt, kühne Erkundungsritte auszuführen, als Melbereiter zu dienen, kurzum da zu wirken, wo es gilt, Mut und Entschlossenheit zu beweisen. Die deutschen Herrenreiter — das kann schon jetzt gesagt werden — werden mit Ruhm und Ehren aus dem großen Krieg zurückkehren, leider nicht alle. Manch einer der Tapferen ist bei todesmütigem Wagen den Reiterdof für das Vaterland gestorben. In Frankfurt war man besonders schmerzlich berührt von dem Tod des Herrenreiters Dr. Riese, eines Frankfurters, der sich auf der Niederräder Bahn die ersten Lorbeeren holte. Es herrschte immer eine große Freude auf der kleinen Bahn in Niederrad, wenn der junge Affessor einen Sieg herausritt. Seine bedeutendsten Erfolge errang er im Jahre 1910, wo er an der Spitze der deutschen Herrenreiter stand. Sein bedeutendster Einzelerfolg war sein Sieg auf Onoide in Auteuil im Grand Prix de France, dem bedeutendsten französischen Hindernisrennen. Dr. Riese hat gar manchesmal den Feld im Lande aufgesucht und hat sich mit den besten französischen Hindernisreitern gemessen. Er war den Carter, Barfremont, R. Sauval wohl gewachsen. Dr. Riese übernahm im Vorjahre die Pferde des Herrn G. Junt und hat mit seinem Rennstall gute Erfolge erzielt. Als Reserveleutnant bei den 14. Dragonern ist er ins Feld gezogen. Bald errang er sich das Eiserne Kreuz. Nun ist er der Reiterdof gestorben, wie noch manch anderer kühner Reiterdof, denn eine ganze Anzahl unserer besten Herrenreiter fielen im Kampf fürs Vaterland, so Eduard von Lütken (17. III.), der als Lehrer zur Dresdener Militär-Reitanstalt kommandiert war, Lt. v. Raven, der einer der besten war, die je in den Sattel stiegen, Lt. Helmuth Prieger, Lt. Diehsch, der in Süddeutschland bemerkenswerte Siege errang, Lt. von Wangenheim und Lt. F. Medelburg.

Groß ist die Zahl der Herrenreiter, deren Tapferkeit vor dem Feinde durch das Eiserne Kreuz belohnt wurde. Oberleutnant v. Keller erhielt die hohe Auszeichnung anlässlich einer todesmütigen Autofahrt, ferner wurden von bekannten Herrenreitern mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet: Lt. Graf H. o. l. d., der sich beim Stab des deutschen Kronprinzen befindet, Lt. v. Braune, der Meisterreiter des Jahres 1908, Oberleutnant F. v. Zobelitz, der Adjutant und persönliche Freund des deutschen Kronprinzen, Lt. Frhr. v. Bonnet, der bekannte bayerische Herrenreiter, Lt. v. Falkenhaußen, Lt. Demnig, Lt. v. Hainc, Oberleutnant Graf W. v. Hohenau, Lt. Frhr. v. Berchem, Oberleutnant v. K. a. v. i. e. r., Rittmeister K. e. h. s. e. r., Rittmeister v. Rosenberg und noch manch anderer waderer Reitersmann. Möge ihnen und allen andern nach dem Sieg der deutschen Waffen vergönnt sein, bald wieder auf dem grünen Rasen die deutschen Reiterkudenden in friedlichem Wettbewerben bewundern zu lassen. W.

Deutsche Heldentaten zur See und zu Lande.



Phot. Kitzinger.

Der Gouverneur von Kiautschou Meyer-Walded.



Phot. Gottlieb u. Sohn, Tübing.

General v. Madenjen.



Der Hafen von Pulo-Pinang, in dem die „Emden“ einen russischen Kreuzer und einen französischen Torpedojäger vernichtete.

Der Kirchspielvogt von Schlüchtingen

Roman von K. von der Eiden

Nachdruckrecht geschützt durch
Karl Möller u. Co., Berlin W. 15

(10. Fortsetzung).

Der Vogt hob sein Haupt. Er atmete auf. In seinen Augen leuchtete das Leuchten wieder. Solange noch ein Frauenherz für ihn glühte, gab er sich nicht verloren.

Drinne saß Madame am Fenster bei ihrer Handarbeit. Der Amtsrichter küßte ihr die Hand und sie lächelte huldvoll und bat ihn, Platz zu nehmen. Er dankte jedoch, weil seine Zeit sehr bemessen sei.

Muttchen kam aus der Küche gelaufen. Sie war ganz verwirrt, weil sie dachte, der Herr Amtsrichter würde bei ihnen zu Mittag essen.

Dieser entschuldigte sich, daß er den Hausherrn mitnehmen müßte. Es gäbe einiges aufzuklären. Die Damen möchten gütigst verzeihen.

Der Vogt verabschiedete sich hastig, als ob es zu einer Spazierfahrt ginge. Nur von Lall vermochte er sich nicht so rasch loszureißen. Sie sah ihn mit einem so seltsamen Blick an, daß es ihm schwer fiel, darüber hinweg zu kommen.

Bulff rief er nur ein paar Worte zu:

„Halte gut Haus!“

Vor der Tür hatten sich allerlei Leute angesammelt. John Polzei mußte den Weg zum Wagen erst freimachen. Die Herren stiegen ein, zuletzt der Sekretär. Der drehte sich um und machte dem Publikum eine Extraverbeugung.

Der Wagen rollte davon.

„De is fertig mit Schleswig-Holstein,“ sagte Thoms Zimmermann.

John Polzei fuhr die Jungen an, die sich schubsten und drängten.

„Still gestanden, nicht gemußt! Rechts um lehr!“

„Da stoben sie davon.“

Muttchen eilte ans Fenster. Sie wollte ihrem Manne nachwinken, als er davonfuhr. Lall hielt sie zurück.

„Aber Muttchen, bei solcher Fahrt winkt man nicht nach.“

„Ich begreife nicht. Was ist denn bloß passiert?“

„Papa hat Geld aus der Kasse genommen.“

„Geld? Hatten wir denn nichts mehr?“

„Wahrscheinlich gebrauchten wir mehr, als wir hatten. Er wollte es wohl wieder hineinlegen.“

„So hat er es doch bloß geliehen. Das ist doch nicht schlimm. Deshalb werden sie ihn doch nicht ins Gefängnis sperren, nicht wahr?“

„Ich weiß es nicht.“

Vom Fenster her winkte Madame.

„Es wird sich schon alles auflären, meine Liebe. So etwas legt man am besten in Gottes Hand.“ Sie fuhr fleißig fort zu filieren. „Sieh Lall, das werden Gardinen für Deine Aussteuer.“

„Meine Aussteuer?“

„Ach ja, sie war ja verlobt. Den ganzen Tag hatte sie nicht einmal an Geert gedacht. Ein schwaches Lächeln irrte um ihren Mund. Sie war noch nicht ganz verlassen.“

Reg kam aus irgend einer Ecke hervor und ballte ihre kleinen Hände. Ihre graubraunen Kinderaugen schossen helle Blitze. Sie hatte mit ihrem feinen Instinkt alles längst begriffen.

„O diese Hund, diese schlechte Hund! Himmel Donnerwetter! — Was hat es noch für Worte, Lall? Ich will sagen die schrecklichsten Worte, die es hat!“

Die kleine Reg war reizend in ihrem jungen Zorn. Lall küßte sie, und Madame strich ihr liebevoll über das knisternde Haar. Heute lachte niemand über ihr Sprechen.

„Kleine Reg, verläßt Du uns nun?“

Sie verstand nicht sogleich; dann wurde sie fast heftig.

„Niemand verläßt ich Euch. Ich bleibe bei Dich, Du süßer Schatz.“

Bulff stand im Amtszimmer. Er war allein und ließ seine Blicke über den langen Tisch und die leeren Stühle gleiten. Die Bauern hatten sich einer nach dem andern davongemacht, noch stiller, wie sie gekommen waren. John Schoof schlief zur Hintertür hinaus und ging gleich übers Feld, damit er nicht durch die Straße zu gehen brauchte.

„Recht und Gerechtigkeit muß sein in der Welt,“ murmelte er vor sich hin. Aber er sah durchaus nicht aus wie einer, der dem Recht zum Siege verholfen hätte.

Der junge Schreiber sah sich um. War es nicht ein Traum, was er in den letzten Stunden gehört und gesehen hatte? Seine Augen fielen auf die halbgefüllten Gläser. Ihn schauderte. Er hatte heute einen Blick getan in den Abgrund, an welchem er selbst erst wenige Tage vorher vorbeigekauert war.

Muttchen kam herein und holte die Platte mit den Kaviar- und Lachsbrötchen heraus. Sie hatten Hunger und Frau Jische dachte nicht an Mittagessen.

Draußen fiel sanfte der erste Schnee und hüllte die Marsch in ein weißes Kleid.

Siebzehntes Kapitel.

Sonnenlose Tage folgten. Der Nordwestwind kam über den Koog geheult und rüttelte an den Fenstern. Der Schnee stöberte. Dann wurde es wieder ruhig.

Bulff arbeitete mit Ausbietung aller Kräfte. Zwei von den Gemeindevorstern kamen abwechselnd vormittags und nachmittags, um nach dem Rechten zu sehen und zu helfen. Jals Piper lief schon nach einer halben Stunde davon, und Georg Riddels sah stundenlang über die Bücher gebeugt und schlief darüber ein.

John Polzei kam wie sonst allmorgendlich aufs Büro. Er war seit jenem unseligen Tage ein anderer geworden. Finster und wortkarg ging er seines Weges.



Phot. L. v. Brigt, Bad Homburg.
Staatsminister v. Jedlich-Trühshier †

Bulff arbeitete angestrengt und hatte doch seine Gedanken an einem ganz anderen Orte. Wenn er Reg traf, sah er an ihr vorbei. Er haßte sie, weil sie Jens Hellmanns Herz an sich gerissen hatte. Ob sie es nicht wußte, daß ihre Liebe Sünde war, daß sie ein Unrecht beging an der armen Frau Vogt? Sie mußte es wissen.

Muttchen saß im Wohnzimmer über die Stiderei eines Sozialisten gebeugt, als ob ihre Seligkeit davon abhänge, daß es fertig würde. Sie hatte das Rissen schon ein halbes Jahr in Arbeit und war immer noch nicht vorwärts damit gekommen. Jetzt stieß sie mit verzweifelnem Eifer.

Sie wartete auf Papa, daß er wiederkehrte. Sie konnte es nicht begreifen, daß er am anderen Morgen nicht wieder da war.

Muttchen seufzte für sich. Sonst waren die beiden Dienstdeers immer ihre Vertrauten gewesen. Warum waren die jetzt so scheu und mundfaul? Es war wirklich kein Auskommen mehr mit ihnen, und Lall ... Lall war auch so merkwürdig. Muttchen wollte den übrig gebliebenen Kaviar und Lachs für Papa aufheben. Er aß ihn doch so gern. Aber Lall hatte beides auf den Tisch bringen lassen.

„Kaviar hält sich so lange,“ sagte Muttchen.

„So lange wird er sich wohl nicht halten,“ entgegnete Lall. Sie lachte dabei, aber es war kein gutes Lachen.

„Daß gar kein Besuch kommt!“ wunderte Muttchen sich.

„So schlecht ist das Wetter doch nicht.“

„Mich wundert es gar nicht,“ sagte Lall.

„Du solltest doch mal hinausgehen nach dem Eschenhof. Kannst ihnen ja gleich erzählen, daß Papa —“

„Das wissen sie längst, Muttchen, verlaß Dich drauf.“

Eines Morgens kam der Eschenhofbauer selbst. Eine Krankheit plagte ihn sicher nicht. Er ging so aufrecht wie einer.

Muttchen kam ihm freudvoll entgegen und wollte ihn in die Wohnstube nötigen. Aber er blieb steif wie ein Pflaster auf der Diele stehen und verlangte nur, Lall

zu sprechen. Da führte sie ihn in die beste Stube und ließ, um Lall zu holen.

„Dellf Rissen sah sich um.“

Freilich, hier sah es anders aus als in der besten Stube auf dem Eschenhof. Solche seidenbezogenen Möbel, vergoldete Uhren und Vasen, solche Spiegel und Bilder hätte er sich nicht geleistet, und wenn er Millionen besäße. Dazu war alles ohne Bezüge, als würde alle Tage darauf geessen. Das ganze Zimmer war behaglich durchwärmt. Daß die beste Stube im Winter tagelang geheizt wurde, war auch so eine Verschwendung, die kein Mensch im Dorf begreifen konnte.

„Die müssen ja 'ne Unmenge Dorf gebrauchen,“ dachte Dellf Rissen.

Lall trat ein in einem eleganten Morgenkleide. In stolzer Haltung stand sie vor dem Bauern, und der dachte bei sich, es wäre eigentlich schade drum. Sie war eine feine Deern, und er konnte sie sich wohl als eine staatliche Bauersfrau vorstellen neben seinem Sohn auf dem Eschenhof.

„Ja, mein Deern,“ sagte er mit einem Seufzer, „danach, was hier passiert ist, kannst Du Dich wohl vorstellen, daß es mit Dich und Geert nun sozusagen aus ist.“

„Hat Geert Sie beauftragt, mir das zu sagen?“

„Nä ... Dazu brauch ich auch kein Auftrag. Ich bin Manns und Vater genug, um das allein zu beschließen, was ich für recht und billig ansehe.“

„Und das Rechte wäre?“

„Na, ich denke, daß Euer Bescheid wieder zurückgeht. Wenn Du das man einführst und mir Dein Wort zurückgibst, ist ja allens gut.“

„Gut?“ Sie lachte grell auf. „Für Euch vielleicht — für mich nicht. Freilich an mich denkt Ihr nicht, und ich verlange es auch gar nicht. Ich halte niemanden gewaltig fest. Wenn Geert frei zu sein wünscht, dann ist er es. Das sagen Sie ihm nur, Herr Rissen.“

„Das ist brav von Dir, mein Deern ... Ja, dann war es wohl das Beste, Du gibst mir den Verlobungsring gleich wieder mit. Wir schicken Dir denn Deinen auch bei Gelegenheit.“

„Nein,“ sagte sie kalt. „Ring gegen Ring. Anders gehe ich ihn nicht heraus. Wer mir meinen Ring bringt, der bekommt diesen. War es eigentlich Geerts Wunsch, daß Sie ihm den Ring zurückbrachten?“

„Nä — das just nicht — ich dacht' so — das war ein Abwaschen.“

Dann sagen Sie Geert, ich dachte gerade so wie er. So wie wir uns verlobt haben, wollen wir auch auseinandergehen. Kein Dritter gehört dazwischen. Adjs, Herr Rissen.“

Damit ging sie und ließ, obgleich die Stube geheizt war, die Tür hinter sich auf. Sie sah sich nicht einmal nach ihm um, und etwas geduckt und unsicher tappte, er sich davon.

Lall ging auf ihr Zimmer. Dort stand sie lange Zeit und schaute hinaus auf den Koog. Es war ein heller Tag heute. Die Luft war so merkwürdig klar, daß man selbst in der Ferne alles haarscharf sehen konnte. Man sah jeden Baum an der Chaussee, jeden Vogel in der Luft. Man sah jeden Graben, jede Furche im Lande, wie man unter einem leichten Gewande die Formen des Körpers sieht. Der Koog schlief. Aber Lall war es, als müsse er plötzlich einmal aufwachen und ausleben in Sang und Klang und Farbenpracht.

Da sah sie eine Gestalt über das Land schreiten, gedrungen, behäbig, den Stoch in der Hand, den Kopf gerade. Er setzte einen Fuß vor den anderen und stieß den Stoch bei jedem Schritt ins Land. Er hielt nicht inne, sah sich nicht um. So schritt er auf seinen Hof zu.

Mit einer heftigen Geberde wandte Lall sich ab und ging hinunter.

Die Großmutter hob fragend den Blick, als sie ins Wohnzimmer trat.

„Wollte Herr Rissen nicht bleiben, meine Liebe? Du könntest ihm doch ein Gläschen Wein anbieten.“

Lall blinnte mit kalten Augen vor sich hin.

„Ich denke, wir warten nicht lange mehr mit der Hochzeit,“ fing jetzt Muttchen an. „Ihr kennt Euch lange genug, und mit der Aussteuer ist es nicht so schlimm.“

„Ja — —!“

Lall wollte etwas Heftiges erwidern. Aber nach dem ersten Laut biß sie sich auf die Lippe und schwieg. Was wußten diese beiden von dem, was um sie herum vorging. Sie hatten es nicht mit grausamer Deutlichkeit Wort für Wort vernommen. Sie konnten noch glauben und hoffen, konnten noch umfassen und heilen sein, während auf ihr selbst die Schuld des Vaters

Alter deutscher
Cognac

Asbach „Uralt“

Rüdesheim
am Rhein

lastete. Wie hieß doch das Katechismuswort von den Sünden der Väter? Sie hatte es nie erfaßt. Es war ihr stets grausam und ungerecht vorgekommen. Was ging das Kind die Schuld des Vaters an? . . . Und sie, gerade sie mußte zuerst büßen.

Gegen Abend kam Geert. Sie hatte es gehaut, daß er kommen würde. Als die Tür glode klang, flog sie vom Stuhle auf und eilte ihm entgegen. Nun er vor ihr stand und in seiner breiten, treuen, selbstbewußten Art seinem Vater so ähnlich sah, wurde der Stolz in ihr so heftig, daß er jedes andere Gefühl unterdrückte.

Sie waren allein in der besten Stube. Lall hatte die Hängelampe angezündet und die Vorleure herabgelassen. Sie sah nach, ob nicht etwa eine Ritze offen war. Dann wußte morgen das ganze Dorf, was hier vor sich ging.

Es war sehr behaglich in dem Zimmer. Aber den beiden war heute nicht nach Scherzen und Rosen ums Herz.

Geert blieb mitten in der Stube wie ein Baumstamm stehen. Er lehnte sich nicht einmal an. Lall ging hin und her. Sie bewegte sich so rasch, daß der feine Stoff ihres Kleides sich wie eine Schlangenhaut um ihre Gestalt schmiegte. Jetzt trat sie dicht an ihn heran. Sie ahnte gar nicht, wie schön sie in ihrer Erregung war.

Er sprach noch immer nicht. Vielleicht fehlten ihm die passenden Worte. Da riß ihr die Geduld.

„Ich weiß, weshalb Du gekommen bist, Geert. Nimm hier das Du Deinen Ring . . . nun gib mir meinen zurück.“

„Lall!“ sagte er bittend. Er wußte noch immer nichts zu reden.

„Eile Dich, Geert,“ rief sie. „Rach schnell! Bei uns geht es rasch bergab. Die Schande färbt ab. Nach rasch, Geert. Die Ratten verlassen das sinkende Schiff. Geh — und komm ja niemals wieder.“

„Lall,“ sagte er plötzlich in kraftvoll männlichem Ton, „ich habe Dich doch lieb, Du bist meine Braut. Da mag kommen, was da will, ich lasse nicht von Dir.“

„Was sagst Du, Geert? Du willst es wagen, Deinem Vater zu trotzen?“

„Bin ich denn ein Schulfunge?“ rief er. „Wären meine Eltern von vorne herein dagegen gewesen, hätte ich ihnen wohl gehorcht. Aber ich lasse mir doch nicht sagen heute: verlobe Dich! und morgen: trenne Dich wieder. Nein — wenn ich mein Manneswort einmal gegeben habe, dann halte ich es auch. Was Dein Va-

ter getan hat, ist seine Sache. Er muß sie büßen. Uns geht es nichts an.“

„Geert.“
Sie warf sich an seine Brust, jubelte und lachte.
„Ach Geert, ich danke Dir. Nun kann ich wieder froh sein. Denke Dir, Geert, ich habe drei Tage lang nicht gelacht.“

Er nahm sie in seine Arme und küßte sie.
„Mein Deern.“

Da löste sich die Starrheit, die während der letzten Tage auf ihren Zügen lag. Sie wurde strahlend und frisch wie früher. Dann nahm sie ihren Mantel um und geleitete ihn hinaus vor das Dorf.

Es war ein wunderbares Gehen zu Zweien. Sie sprachen nicht viel, drückten sich nur von Zeit zu Zeit die Hand und sahen sich mit leuchtenden Augen an. Als die Lichter des Eschenhofs vor ihnen aufblitzten, trennten sie sich.

Lall ging allein zurück. Sie hüllte sich fester in ihren Mantel. Jetzt erst empfand sie, wie kalt, wie öde und still es um sie her war.

An der Wegbiegung kam ihr jemand entgegen. Sie suchte zusammen. Seit jenem Tage ging sie gern den Leuten aus dem Wege.

Da erkundete ein bekannter Ruf.

„Coop! Coop!“

„Liebe kleine Meg!“

„Du führst Schab, ich habe große Angstlichkeit um Deiner.“

Arm in Arm gingen sie nach Hause.

Muttchen war daheim in großer Sorge.

„Ich begreife Dich nicht, Lall. Du gehst mit Deinem Bräutigam so mir nichts, Dir nichts heraus auf den dunklen Landweg. Ach Gott, und ich bin als junges Mädchen einmal mit Deinem Vater abends nach Hause gegangen, durch die Straßen, wo doch die Laternen brennen, und am anderen Tage war die ganze Stadt voll davon. Aber das — das hält ich doch nicht gewagt.“

Lall lachte hell auf. Es klang wieder wie früher. Aber es fand keinen Widerhall mehr im Hause.

Achtzehntes Kapitel.

Die Leute im Dorfe waren außer sich. Das kam davon, daß die Bauern das Regieren hatten. Wer hätte das vom Kirchspielvogt gedacht, von einem so feinen Mann. Da hatten doch sicher die Frauensleute schuld, der Mann war im Grunde zu gut.

In allen Läden, Werkstätten und Stuben, am Soot und an der Waschkalze, wurde der Fall durchgesprochen.

Als Wulff eines Abends bei seinen Pflegeeltern einkehrte, war man gerade wieder mitten im Gespräch. Matthies Schneider war da und Klasohm, der Kröger. In der Ecke saß mit düsterem Gesicht John Polizei. Man hatte ihn seit jenem Tage nicht wieder lächeln gesehen.

„Ach, mein Süßen,“ rief Trien Schuster, „was sind das vor Geschichten, was sind das bloß vor Geschichten? Mein arm süßen Jung!“

„Was bedauerst Du mich?“ fragte Wulff schroff. „Mir ist doch nichts passiert.“

Der Schuster zwinkerte mit den Augen.

„Na, wenn et regent op den Preester, denn drüppelt et op den Küster.“

Wulff nahm wieder die hochmütige Miene an, die seine Pflegemutter nicht ausstehen konnte, und die ihr doch so riesig imponierte.

„Es ist greulich, wenn man es bedenkt. Aber die Leute haben ja auch gelebt, wie die Fürsten.“

„Wenn sie was kauften, mußte es immer vons Allerbeste sein,“ sagte Klasohm. Er wußte es von seiner Hödererei her.

„Das ist wohl wahr,“ stimmte Matthies Schneider bei. „Sie konnten selbst nicht mal 'nen Hliden auf 'ne Hofe setzen.“

„Ja, ja, sie gebrauchten am meisten Fußzeug im ganzen Dorf.“

„Na — und was erst zu Weihnachten und an den anderen Festtagen aus dem Hause ging! Da ist rein das Ende von weg. Wenn einer krank war, dann waren Kirchspielvogts die ersten, die Essen schickten. Und da war nichts dran gespart. Wie sie mit das liebe Geld umgegangen sind, das ist rein 'ne Schande.“

„Sünde und Schande ist es, in solcher Weise darüber zu reden,“ fuhr Wulff auf. Er nahm seinen Hut vom Nagel und ging.

„Ach Gott, ach Gott, was der Jung auch immer gleich in die Fahrt ist,“ jammerte die Schustersche. „Man soll rein nicht mehr den Mund aufstun.“

Es wurde mit einem Schlage still in der Stube. Vielleicht dachte Trien Schuster daran, wie gut ihr in der Krankheit das Süppchen der Frau Vogt geschmeckt hatte. Die Männer bedachten wohl, daß gerade der Vogt ihr beste Kunde gewesen war und daß sie mehr verloren, wenn er ging, als wenn er geblieben wäre.

(Fortsetzung folgt.)



Einzug Karl V. in Antwerpen. (Hans Makart.)

Die Türkei, unser neuer Bundesgenosse.



Der Bosphorus. (Rechts im Hintergrunde die türkischen Forts.)

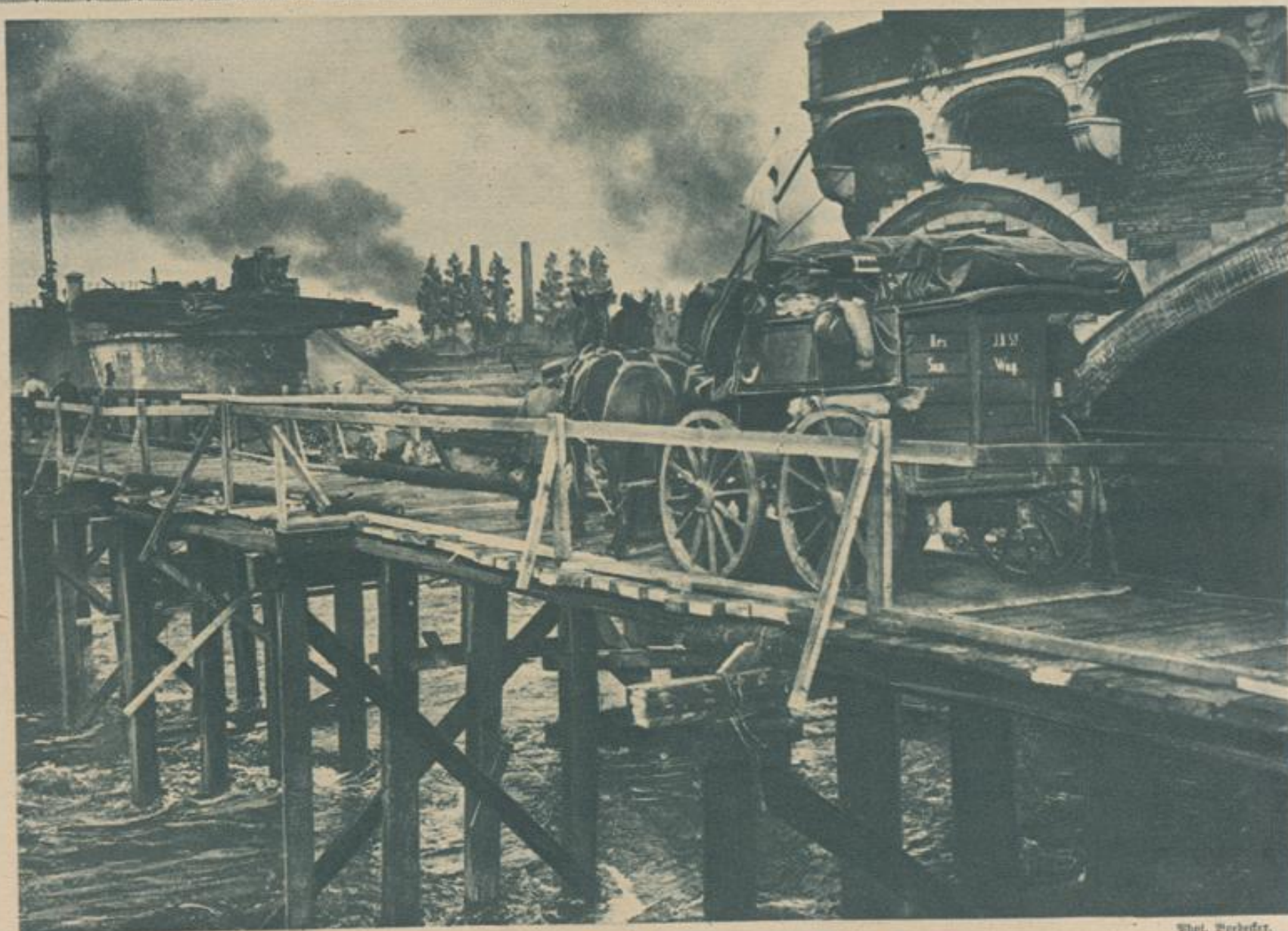


Gotische Burgen am Bosphorus.

Zentral-Post.



Die von den Belgiern zerstörte Brücke von Duffel. Die Brücke wurde zerstört, um unser Vordringen nach der Küste aufzuhalten.



Die gleiche Brücke nach Wiederherstellung durch unsere Pioniere.

Phot. Vorheiser.

SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weiß

(10. Fortsetzung.)

Endlich wurden die Reiter vom Starter entlassen. Ein Glanzzeichen — das Rennen begann.

Mary stand aufrecht in ihrer Loge, die Lippen aufeinander gepreßt, den Felssticker, der in ihren Händen zitterte, an die Augen gedrückt, und verfolgte die Reiter auf ihrer Bahn.

Nach ungefähr fünfhundert Schritten hatte sich das Feld auseinandergezogen.

Walden lag an dritter Stelle, ungefähr fünfzig Meter hinter dem ersten, der ein mörderisches Tempo anschlug.

Die ersten zwei Hindernisse waren glücklich genommen.

Walden nahm „Janke“ auf den letzten Platz zurück und galoppierte hinter dem Felde her.

„Ein Wahnsinn, so ein Tempo zu reiten!“ sagte der alte Oberst zu Baron Rodenstein. „Welches Pferd der Welt soll denn das dreitausend Meter aushalten?“

„Leo tut ja nicht mit!“ antwortete der alte Herr. „Du siehst, er galoppiert ruhig auf dem letzten Platz.“

Je länger der Ritt wurde, desto größere Distanzen trennten die Reiter voneinander. An der Spitze lag noch immer jener Offizier, der vom Start weg die Führung übernommen und das mörderische Tempo beibehielt. Auf der Hälfte der Rennbahn rückten die Kameraden langsam zu ihm auf. Fast geschlossen, aber in bedeutend langsamerem Tempo bog er in die Gerade ein. Etwa tausend Meter trennten sie noch vom Ziele.

Walden lag noch immer an letzter Stelle. Jetzt aber begann er sich zu rühren.

„Janke“ streckte sich unter seinem Reiter. Jeder Galoppsprung brachte ihn dem Felde näher.

„Der Fünfer kommt auf!“ hörte man rufen. Er hat sie schon! — Der gewinnt's noch! — Bravo, Walden!“ schrie es durcheinander.

Walden hatte sich von der Außenseite bis in die Mitte des Feldes vorgeschoben und griff zur Peitsche. Aber auch die Kameraden taten es. Hieb auf Hieb sauste auf die edlen Tiere nieder.

„Janke“, dessen Kräfte geschont worden waren, hatte noch am meisten herzugehen. Er gab auch willig, was er in sich hatte. Reiter um Reiter blieb hinter Walden zurück. Jetzt hatte sein Pferd klaren Kopf und im nächsten Augenblick befand er sich eine Länge vor dem ganzen Feld. Lächer wurden geschwenkt, „Bravo!“ wurde gerufen, auf dem Biergärtner-Platz strömte alles zum letzten Hindernis.

Walden stürmte als erster auf das Hindernis zu. Ein letzter Hieb mit der Peitsche — das Pferd hob sich und — stürzte.

Ein Schrei gellte über den Rennplatz, ein verzweifelter Angstschrei.

Mary hatte ihn ausgestoßen. Marmorblöcke bedeckte ihr Antlitz.

Die entgeistert starrte sie auf die Hürde, über die jetzt zehn Reiter stürzten, von denen nicht weniger als fünf über Walden hinstürzten.

Pferde- und Menschenleiber lagen durcheinander in wirrem Knäuel. Und während fünf Reiter, die glücklich über das letzte Hindernis gelangt waren, ins Ziel jagten, ergoß sich der breite Menschenstrom zu der Unglückshürde.

Der Sieger wurde nicht wie sonst bejubelt, selbst die Gewinner äußerten keine Freude. Lähmender Schreck hatte alle ergriffen. Der Wagen des Bahnarztes raste heran. Stallburken liefen über die Bahn. Das Publikum überstürmte die Barrieren. Auch aus den Logen waren Damen und Herren auf den Plan geeilt.

Nur die Logen des Barons Rodenstein und seines Nachbarn blieben besetzt. In der einen lag Mary mit todblasser Antlitz in tiefer Ohnmacht. In der Nachbarloge bemühte sich der alte Oberst vergebens, seine Frau, die die Herrschaft über ihre Glieder verloren zu haben schien, zu beruhigen.

Da stürmte Johann auf die Loge zu.

„Gott sein Dank“, rief er, „der Herr Oberleutnant lebt! Es ist ihm nur g'scheh'n!“

Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich der Brust der beiden alten Herren. Sie reichten einander nur stumm die Hände.

Auch die Mutter Leos schien die Sprache wiedergefunden zu haben. „Mein armes Kind!“ entfuhr als erstes Wort ihren Lippen.

„Johann, schafften Sie einen Arzt herbei. Der Herr Oberleutnant soll nach Rodenstein gebracht werden, wenn ihm doch was fehlt.“

Ein junger Mann trat an die Brustung der Loge. Er zog artig den Hut und sagte:

„Pardon, gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Doktor Lamprecht. Ich sehe, daß die Dame ohnmächtig ist. Wenn Sie vielleicht meine Hilfe benötigen —“

„Sehr dankbar, Herr Doktor! Rodenstein!“ stellte sich der alte Herr vor. „Bitt' Sie, schauen S', was mit meiner Tochter ist!“

Der Arzt untersuchte rasch die Ohnmächtige und wandte sich an den Baron: „Sie brauchen nichts zu befürchten, Herr Baron. Eine Ohnmacht, die in wenigen Minuten vorüber sein wird.“

Damit wandte er sich zum Gehen.

„Sie wollen fort, Herr Doktor?“

„Ich komme gleich wieder. Ich will nur ins ärztliche Inspektionszimmer, in drei Minuten bin ich wieder da.“

Und so war es auch. Der Arzt hielt Mary ein kleines Fläschchen unter die Nase.

Sie atmete ein paar Mal tief und schlug die Augen auf.

Mit unsicheren, fragend erschaunten Blicken sah sie dem fremden Mann ins Antlitz. Dann flog ihr Blick weiter. Sie sah die festliche Menschenmenge, die sie umgab, und plötzlich malte sich tiefer Schreck in ihrem Antlitz.

Die Erinnerung an die letzten Ereignisse schien zurückgekehrt zu sein. Auf den Arzt gestützt, richtete sie sich auf und flüsterte: „Was ist — mit Leo?“



Der vom Feind gefallene Dichter Hermann Löns.

Das waren die ersten Worte, die ihre blassen Lippen stammelten. Der alte Herr, der sich über seine Tochter gebeugt hatte, riß verwundert die Augen auf. Aus dem Runde seiner Tochter den Vornamen Waldens zu hören, daß die erste Frage bei der Wiedertkehr des Bewußtseins ihm galt, verblüffte ihn.

Er unterdrückte aber jede Bemerkung, wenn er auch nicht unterlassen konnte, mit einer gewissen Betonung zu antworten: „Dem Herrn Oberleutnant Baron Walden ist nichts Besonderes passiert, so meldete soeben Johann.“

„Gott sei Dank!“ flüsterte Mary und schloß die Augen.

Gleich darauf mußten aber andere Gedanken ihrer Herr geworden sein.

Eine jähe Röte kroch in ihre Wangen. Sie setzte sich ganz auf.

Ihre Blicke suchten verlegen, fast bittend den Vater.

Dann richtete sie ihr Glas zu dem Hindernis. Sie sah nichts als einen dichten Menschenknäuel, der die Hürde umgab, dahinter einige Wagen.

„Papa“, sagte sie zum alten Herrn, „kannst nicht der Herr Doktor, nachdem ich ihn ja nicht mehr brauche, hinüber zu — zu — den Verunglückten gehen? Die bedürfen seiner gewiß mehr als wir.“

Baron Rodenstein wandte sich an den Arzt: „Nicht wahr, Herr Doktor, Sie gehen jetzt zu den Herren hinüber, und wenn es Ihnen möglich ist, lassen Sie uns wissen, wie es steht. Bitte, erkundigen Sie sich speziell nach dem Herrn Oberleutnant Baron Walden.“

Der Arzt grüßte bejahend und ging auf die Unglückshürde zu.

Als Doktor Lamprecht zu den Verunglückten kam, war man wenigstens so weit, die Größe des Unglücks überblicken zu können. Von den fünf Offizieren, die gestürzt waren, hatte nur einer schwere Verletzungen erlitten. Die anderen vier waren verhältnismäßig gut davongekommen. Zwei Schlüsselbeinbrüche, eine leichte Gehirnerschütterung und eine bloße Betäubung waren das Ergebnis des Sturzes.

Merkwürdigerweise war gerade Oberleutnant Baron Walden derjenige, der durch den Sturz bloß betäubt worden war. Wie durch ein Wunder war ihm weiter

nichts geschehen, obwohl die nachstürmenden Reiter alle über ihn gestürzt waren.

Die freudige Botschaft, die der Arzt in die Loge brachte, belebte alle.

Die beiden Frauen seufzten erleichtert auf.

Marys Wangen färbten sich rosig und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Er lebt, sie hatte ihn nicht verloren! Was lag an allem anderen! . . .

Als Baronin Walden Mary ins Antlitz sah, leuchteten ihr die dunklen Augen in solch tiefer Seligkeit entgegen, daß sie kein Wort weiter sprach. Sie nahm nur die Hand des jungen Weibes und drückte sie innig. Eine Mutter hatte in ein Frauenherz geblüht.

Die Ueberführung des Kranken vollzog sich einfach und glatt. Der Oberleutnant wurde in den Bierstücker des Barons Rodenstein gebettet. Ein Arzt setzte sich neben ihn, und nach langsamer Fahrt langte der Wagen auf Schloß Rodenstein an.

Der alte Herr, die Eltern Waldens, Mary und Franz waren vorausgeeilt. Während zum Empfang des Kranken alles in Stand gebracht wurde, saßen der Hausherr und Oberst Walden im Schatten des Hauses. Da kam Doktor Burmser eilig auf das Haus zu.

Der Hausherr war etwas überrascht, da er den Polizeikommissär noch immer auf dem Rennplatz vermutete.

„Schon zurück vom Rennen? Darf man gratulieren?“ wandte sich der Kommissär an den Oberst.

„Leider nicht, lieber Doktor. Leo ist gestürzt!“

„Ah! Das bedaure ich aufrichtig!“

„In einer Viertelstunde wird er hergebracht werden. Glücklicherweise ist es nicht arg. Der Arzt, der ihn untersuchte, erklärte, es sei eine ganz leichte Gehirnerschütterung.“ sagte der Oberst.

„Ja, waren Sie denn nicht dabei?“ fragte der alte Baron den Kommissär.

„Nein, ich bin vor dem Rennen hergefahren, habe es Ihnen aber nicht mitgeteilt, weil ich hoffte, noch vor der Offiziers-Steepchase wieder zurück sein zu können.“

„Ah! Deshalb konnte man den einen Wagen nicht finden!“ rief der Baron. „Ja, was haben Sie denn hier im Schloß zu tun gehabt?“

„Sehr Wichtiges, Herr Baron!“

„In der bewußten Angelegenheit?“

„Ja wohl.“

„Aun — hatten Sie Erfolg?“

„Ich glaube schon . . . Sehen Sie einmal her!“

Doktor Burmser legte ein Paket auf den Tisch und öffnete es.

Der alte Freiherr beugte sich neugierig vor und ein Ausruf des Staunens entfuhr seinen Lippen.

„Ja — das ist ja — wo haben Sie denn das gefunden, Herr Doktor?“

„Das werde ich Ihnen später alles ausführlich erzählen, Herr Baron.“

Der alte Herr erhob sich.

„Gott sei Dank, daß wir sie nur wieder haben! Mir fällt ein Stein vom Herzen! Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen bin! Du, Mary, rief er dann, komm' und schau her!“

Die Baronin war eben aus dem Hause getreten, um zu sehen, ob der Wagen mit dem Verletzten bereits in Sicht sei.

„Weißt Du, Kind, was Herr Doktor Burmser da gebracht hat? Die schwarzen Perlen sind wieder da!“ rief Rodenstein.

Mary fuhr zusammen.

Eine Sekunde blieb sie wie betäubt stehen.

Dann stürzte sie zum Tisch.

„Was sagst Du? Die Perlen sind wieder da? Das ist ja unmöglich!“

Der Polizeikommissär wollte etwas erwidern, aber der alte Herr fiel ihm ins Wort:

„Es ist doch so! Schau nur her, da liegt das Etui! Der Herr Kommissär ist hergefahren und hat, weiß Gott auf welche Weise, den Schmutz wieder zur Stelle gebracht. Das muß er uns erst noch erzählen, es interessiert mich furchtbar.“

„Wieso — hergefahren?“ fragte Mary und ihre Blicke wanderten angsterfüllt zum Kommissär hinüber. „Während wir auf dem Rennplatz waren — kam — der Herr Doktor hierher?“

„Allerdings, Baronin.“

Marys Antlitz wurde blaß. Sie machte eine Bewegung, als würde sie nach einem Haß suchen. Aber sie bezwang sich.

Ihr Blick glitt vom Kommissär zu ihrem Vater.

„Und wo hat der Herr Kommissär die Perlen gefunden?“ fragte sie tonlos.

„Zunächst muß ich, so leid es mir tut, Ihre begreifliche Freude trüben. Ich habe die Perlen gar nicht, nur das Etui!“

„Sie haben den Schmutz nicht?“ schrie der alte Herr.

Die Baronin leuchtete tief auf und ließ sich in einen Stuhl fallen. Der Baron griff hastig nach dem Stuhl, das auf dem Tische lag, und öffnete es. Es war leer.

Marx strich sich ein paarmal über die Stirn und blickte wie geistesabwesend vor sich hin. Der alte Herr sah ganz verstört drein. Die Enttäuschung hatte ihn offenbar hart getroffen.

„Und dieses Stuhl, Herr Doktor, wo haben Sie das gefunden?“ fragte er langsam.

„Im alten Turm!“

„Dort?“ rief Baron Rodenstein erstaunt. „Dort lag das leere Stuhl?“

„Und Sie wissen nicht, wo sich die Perlen befinden?“ fragte Marx langsam.

„O ja, das weiß ich wohl!“

Marx fuhr wieder auf.

„Sie wissen es?“ fragte sie mit leisem Beben in der Stimme.

„Ja!“

Im selben Augenblick wurde die Ankunft des Krankenwagens gemeldet. Die beiden Herren erhoben sich rasch.

„Wir müssen jetzt nur nach dem Herrn Oberleutnant sehen; bitte, Herr Doktor, eine Viertelstunde zu warten, wir kommen gleich zurück.“

Auch Marx war aufgestanden. Mit bleichem Antlitz trat sie zu Doktor Burmser.

„Sagen Sie mir nur rasch das eine: Wer hat Ihrer Ansicht nach die Perlen? Nur diese eine Frage beantworten Sie mir. Alles andere können Sie mir später erzählen.“

„Die Perlen hat jetzt der junge Zöllner.“

Die Augen Marxs leuchteten auf. Ein Seufzer entfuhr ihrer Brust.

„Hans hat sie? Wissen Sie das bestimmt?“

„Ja, leider!“

„Warum bedauern Sie das?“

„Da können Sie noch fragen, Baronin? Hans ist doch Helenens Bruder!“

„Ach ja so, ich vergaß einen Augenblick! Also Sie sind ganz sicher?“

„Ganz sicher!“

Der Wagen, der Baron Walden nach Rodenstein brachte, fuhr nun langsam bei der Terrasse vor.

„Ich komme gleich wieder!“ sagte die Baronin und eilte auf den Wagen zu.

Der Arzt, der den Kranken begleitete, wehrte die beiden Frauen, die auf Walden zustürzen wollten, ab.

„Ich bitte, meine Damen, in einer Stunde ist alles wieder in Ordnung, dann können Sie den Herrn Oberleutnant besuchen. Aber jetzt bedarf Baron Walden dringend der Ruhe.“

Zwei Bedienstete des Schlosses hoben Walden vorsichtig aus dem Wagen und trugen ihn in sein Zimmer.

Marx ließ die anderen in die Zimmer zurückgehen. Sie selbst stahl sich in den Gang, in welchem das Zimmer Waldens lag. Dort stand sie eine Weile, bis die Tür der Krankenzimmer geöffnet wurde und Thomas, der etwas holen wollte, auf der Schwelle erschien. Da sie in einer der tiefen Fensternischen stand, so bemerkte er sie nicht und wollte an ihr vorbeigehen. Aber sie hielt ihn auf.

„Sie, Thomas, bitten Sie den Herrn Doktor, er möge einen Augenblick herauskommen!“ sagte sie leise.

Thomas trat ins Zimmer zurück und nach wenigen Augenblicken erschien der Arzt im Korridor.

„Baronin befehlen?“

„Herr Doktor, begann Marx etwas verlegen, Sie werden begreifen — die Eltern des Herrn Oberleutnants sind unten bei uns — der Herr Oberleutnant selbst ist — ein sehr lieber Freund unseres Hauses. Ich möchte die Wahrheit wissen, wie es dem Herrn Oberleutnant geht, ob er wirklich keine Verletzungen erlitten und ob auch die Gehirnerschütterung keine bösen Folgen haben wird.“

Doktor Lamprecht lächelte fein.

Ganz überflüssig von der jungen Dame, dachte er sich, die selbstverständliche Frage so eifrig und kräftig zu motivieren. Ihre Ohnmacht unmittelbar nach dem Sturz hatte schon genug verraten.

„Baronin, ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß die kräftige Natur des Herrn Oberleutnants auf jeden Fall siegen wird. Es handelt sich um nichts anderes als um eine ganz leichte Gehirnerschütterung.“

Ein Freudenschein huschte über die schönen Züge Marxs.

Sie griff nach der Hand des Arztes und drückte sie fest.

Doktor Lamprecht trat mit einer Verbeugung zurück und wollte wieder in das Zimmer des Kranken.

„Nur noch eines, Herr Doktor!“ bat Marx. „Wenn der Herr Oberleutnant erwacht, bitte, verständigen Sie mich. Ich möchte wissen, wie Sie ihn dann finden. Uns treffen Sie, in den nächsten Stunden wenigstens, im Garten.“

Mit leichterem Herzen als sie gekommen, eilte Marx zu der Bank zurück, auf der sie Doktor Burmser erwartete. Sie setzte sich auf die Bank und lud durch eine Handbewegung den Kommissär ein, neben ihr Platz zu nehmen. Dann sah sie vor sich hin und stützte den Kopf, als ob sie sich erst zwingen müßte, ihre Gedanken zu sammeln. Endlich fragte sie:

„Also, Herr Kommissär, wie war das? Sie wollten mir doch vom Perlenkollier erzählen und wie Sie zu dem — leider — leeren Stuhl kamen. Nicht wahr? Bitte, erzählen Sie mir kurz die Sache.“

„Bitte schön. Also, Sie wissen, daß gewisse Momente meine Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Person lenkten.“

„Wir sind ja unter uns, Doktor, sagen Sie es mir frei heraus: Auf meinen Vetter Rodenstein.“

Der Kommissär nickte. „Ich beobachtete den Baron auf dem Rennplatz. Plötzlich bemerkte ich, wie Sie ja wissen, daß er mit dem Bruder Hellas auf dem Biergärtchen-Platz eine Zusammenkunft hatte. Als Hans Zöllner den Rennplatz verließ, fuhr ich voraus und versteckte mich im Turm. Hans kam, ging direkt auf den Tisch zu.“

„Welchen Tisch?“ fragte die Baronin etwas überrascht.

„Ah so, Sie kennen die Einrichtung, wenn man von einer solchen sprechen darf, nicht. Im zweiten Zimmer des Turmes befindet sich ein alter Tisch, jener Tisch, von welchem das Spinnwebgewebe stammt, das vom Aermel des jungen Barons weggepupst wurde. Hans öffnete die Tischlade mit einem Schlüssel, den er aus der Tasche zog, und entnahm ihm diese Schmuckkassette.“

(Fortsetzung folgt.)

Feldpost - Briefe

Schokolade u. Pfefferminz
80 Pfg.

Gebr. de Giorgi

Frankfurt a. M.
Liebfrauenstraße 3.

Nach

meinem Tod!

Anweisung für die Angehörigen mit Vordruck je nach Bestimmung auszufüllen. Die Ausfüllung eines solchen Bäckchens gehört zu den Pflichten eines jeden Erwachsenen.

Preis 1 Mark
Wilhelm Büttel
Frankfurt a. M., Ooelhestr. 25.

Wiede's Papierfabrik Rosenthal

Eigene Zellstoff-Fabrik

Rosenthal • Reuss

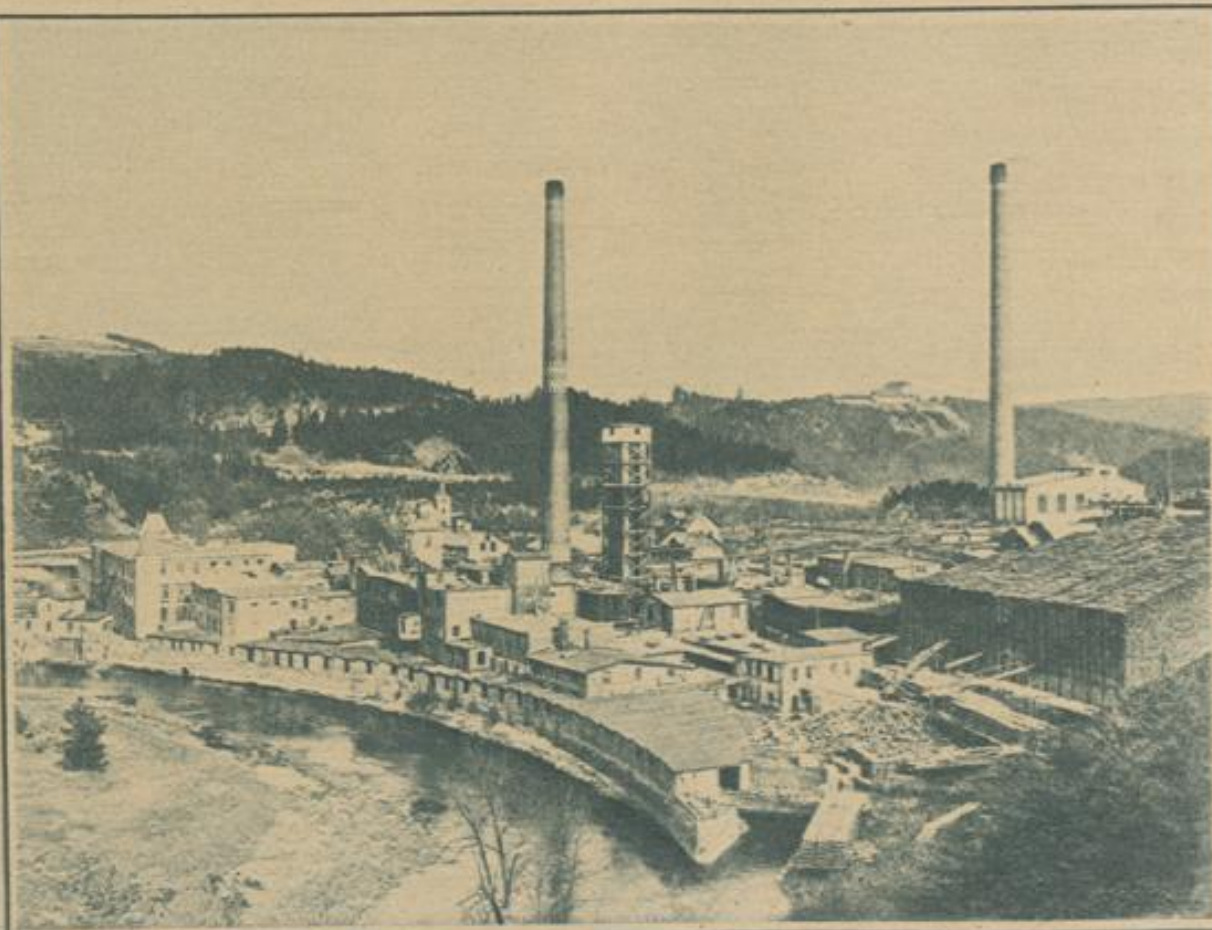
Eigene Holzschleifereien

Erzeugnisse:

Ungestrichene Druckpapiere, holzfreie und bessere holzhaltige, sowohl für Werk- und Illustrationsdruck als auch für Tief- und Offsetdruck.

Gestrichene Kunstdruckpapiere für die verschiedenen Druckverfahren.

Alles sowohl in Bogen als auch in endlosen Rollen.



Wiede's Papierfabrik Rosenthal ist seit längerer Zeit alleiniger Lieferant des Papiers für das „Illustrierte Blatt“

Aufträge

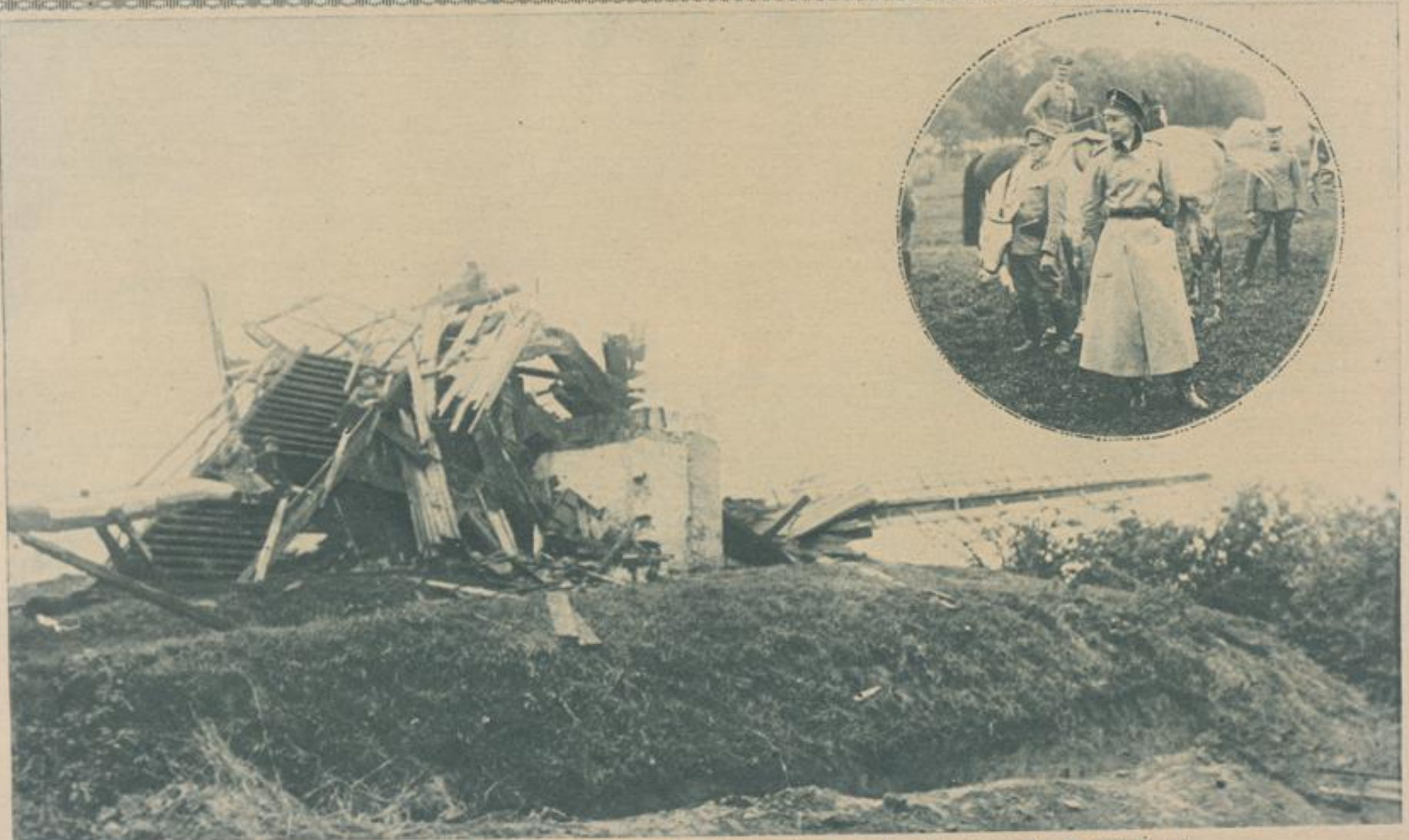
durch Papier-grosshändler oder Ausfuhrhäuser erbeten.



Gefallene Frankfurter.

1. Gustav Holzappel, Hauptmann u. Adjutant der 21. Feldart.-Brig.
2. Dr. phil. J. Konye, Lt. d. Rel. Landwehr-Inf.-Reg. 81
3. Oberstabsarzt Dr. Georg v. Borberger (Kreuzer "Ariadne")

4. Karl Reinede, Feldwebel, 1. Komp. Reg. 81.
5. Reinhold Neeße, Feldwebell.
6. Franz Ullmann, Unteroffizier d. Rel.
7. Friedrich Renner, Hauptmann u. Kompanieführer.
8. Heinrich Stritt.



Von deutscher Artillerie zerstörte Mühle im Nordwesten, die den Belgiern als Signal diente.

Oben: Der Kronprinz vor einem Austritt in Feindesland.

Die Kämpfe an der Küste.



Die Dünen bieten eine gute natürliche Deckung.



Englische Seemine, die an der Küste angeschwemmt wurde, wird von deutschen Soldaten bewacht.



Spätkaisern in Ostende.



Auf Vorposten vor Neuport.

Schach.

Bearbeitet von J. Kiefo.

Auf die Rubrik bezüglichen Zuschriften wolle man an die Schachredaktion des „Illustrierten Blattes“ richten.

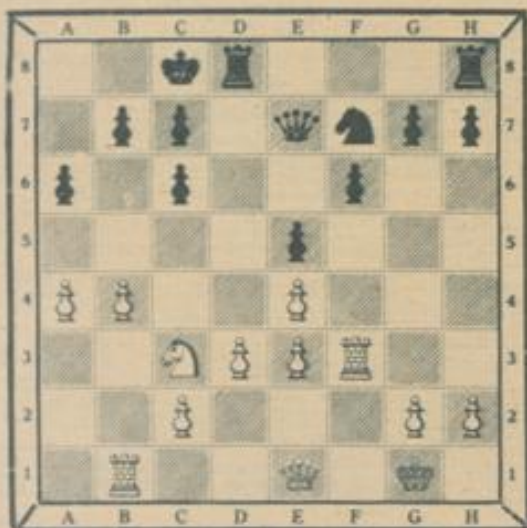
Die nachstehende Partie wurde im Geheimeisterturnier zu St. Petersburg am 3. Mai 1914 gespielt.

Spanische Eröffnung.

Capablanca.	Janowski.	Dies Partie Dd6 in Petrodt.
1. e2-e4	e7-e5	um nach 17-18 den Springer nach e7 zu ziehen.
2. Sg1-f3	Sb8-c6	9. 0-0 0-0-0?
3. Lf1-b3	a7-a6	Die lange Rochade bildet den entscheidenden Fehler in der Partie. Weiß bekommt jetzt einen Angriff, der sich ganz von selbst ergibt, während Schwarz keine Spur von einem Gegenangriff hat.
4. Lb5-c6	d7-c6	10. Dd1-e1 Sg8-h6
5. Sb1-c3	Lf8-e5	11. Ta1-b1 17-18
6. d2-d3	Le8-g4	12. b2-b4 Sb6-f7
7. Lc1-e3	Lc5-e3	13. a2-a4 Lg4-f3
8. f2-e3	Dd8-e7	14. Tf1-f3

Stellung der Partie nach dem 14. Zuge von Weiß.

Schwarz.



Weiß.

14. b7-b6	21. ... Ke8-b7
15. a4-b5	22. d3-d4 De5-d6
16. Sc3-d5	23. Tf2-e2 e5-d4
17. e2-c4	24. e3-d4 Se6-f4
18. Tf3-f2	25. c4-c5
19. De1-c3	26. Die Eröffnung nimmt ihren ungehörten Fortgang.
20. Tb1-d1	27. Sd4-d5
21. Rb2-d2 wegen Se6-f4	28. e4-d5 Dd6-d5
	29. e5-c6 Kb7-b8
	30. e6-d7 und Schwarz gab nach einigen Zügen auf.

Haus und Küche.

Wohlfeile Fleischgerichte für die sparsame Küche.

Wildbraten. Drei Pfund Bauchfleisch oder Wamme entknochen man, schneidet es in etwa handgroße Stücke, breitet sie aus, bestreut sie mit Salz und Pfeffer sowie zerstoßenen Wacholderbeeren, legt Speck- und wenig Zwiebelstreifen darauf, rollt sie zusammen, umbündet sie mit gebräuten, weißen Fäden, rollt sie in Mehl, bratet sie in zerlassenen Speck und Butter schön braun, füllt kochendes Wasser darauf und läßt sie weich schmoren. Sie sind eine treffliche Beilage zu Grün- oder Jagerkohl.

Gefüllte Wildmakaroni. Ein halbes Pfund Wildfleisch und ein halbes Pfund Schweinefleisch wiegt man fein, gibt ein rohes Ei, zwei Eßlöffel geriebene Semmel, eine Prise Majoran, einen halben Teelöffel Wacholder, Salz und Pfeffer dazu, mischt alles gut und füllt es in die trocknen abgeriebenen wilden Makaronischoten, welche man in Fleischbrühe, die man schnell aus Bouillonwürfel bereitet, dünst.

Hasepfötchen. Die Länse, Leber, Kopf und Bauchfleisch des Hasen kocht man mit Salz, Zitronenschale, Lorbeerblatt und Gewürz weich, läßt alles erkalten, entfernt die Knochen, treibt das Fleisch dreimal durch die Fleischhackmaschine, gibt zwei bis drei Eier, ¼ Pfund gewiegtes Rindfleisch, ein in Milch geweichtes und fest ausgepresstes Brötchen oder Semmel, Salz, Pfeffer und so viel geriebene Semmel dazu, daß die Masse zusammenhält, dann formt man davon fingerlange, zwei Finger starke Röllchen, wendet sie in Ei und Semmel und bratet sie in Butter braun. Zu Sauerkraut vorzüglich.

Speckkartoffeln. Auf vier Pfund geschälte Kartoffeln rechnet man ein Pfund Schwarzfleisch, eine Untertasse Zwiebeln, einen Löffel Kümmel, Salz und ein halbes Liter Wasser. Das Schwarzfleisch oder mageren Speck schneidet man in Scheibchen, legt davon auf den Boden einer gut schließenden Puddingform oder eines Dampftopfes. Auf diese Lage schichtet man Kartoffeln, Zwiebeln, Kümmel und so fort abwechselnd mit Speck bis zum Rand, oben auf kommt Speck, dann gießt man das Wasser darüber, schließt den Deckel fest und kocht das sehr wohl schmeckende, bei Herren besonders beliebte Gericht drei Stunden im Wasserbad. Man reicht Salz- und Senfgurken dazu.

:: ::

Praktische Winke.

nfk. Bei der Sendung warmer Winter-Unterleibung ins Feld wird man auch die Ohrenschützer nicht vergessen. Besser noch als diese ist freilich eine Kapuze, die einfach über den Kopf gestreift wird und nun außer dem Gesicht nichts frei läßt und bis auf die Schultern herab den Kopf völlig warm einhüllt. Dazu strickt man zunächst, etwas reichlicher als die Halsweite des Hemdkragens, etwa 15-20 Zentimeter lang je zwei Maschen rechts, zwei links ein Stück wie zum Strumpfband, fettet dann die Hälfte der Maschen ab, um den Teil zu gewinnen, der unter das Kinn kommt, und strickt dann den anderen gleichmäßig mit drei Nadeln glatt rechts weiter, indem man die Arbeit nach jeder Tour wendet, also einmal auf der linken, einmal auf der rechten Seite strickt. Nachdem man (immer etwas reichlich gemessen) die Höhe des Kopfes erreicht hat, also etwa ein Fingerbreit über den Ohren gemessen, nimmt man die gleiche Maschenzahl wie zum Beginn der Arbeit wieder auf und strickt nun in der Rundung, immer glatt rechts etwa noch drei Fingerbreit, ehe man für die Rundung des

Kopfteiles, der unter dem Helm zu sitzen kommt, langsam und dann immer öfter abnimmt. Natürlich muß eine derartige Kopfhülle, ebenso wie die einfachen Ohrenschützer, aus grauer Wolle sein, um dem Feinde nicht sichtbar zu werden.

Dexierbild.



Ich habe mich richtig verirrt, auf daß da jemand kommt, den ich nach dem Wege fragen kann. Wo ist er?

Entzifferungsaufgabe.

Die Buchstaben sollen in Gruppen zerlegt und die fehlenden Buchstaben eingelegt werden. Man findet dann eine Strohe von Koblenz.

Die Buchstaben sollen in Gruppen zerlegt und die fehlenden Buchstaben eingelegt werden. Man findet dann eine Strohe von Koblenz.

Rätsel.

Vorwärts gelesen — hab ich dem Zeug einst gefallen,
Rückwärts — bin ich auch heut noch begehrt.

Auflösungen.

Rösselsprung.

Grün war die Weide
Der Himmel blau,
Wie sahen beide
Auf glänz'ger Au.

Sind's Nachtigallen
Wieder, was tuft,
Versteh, die schallen
Aus warmer Luft?

Ich hör die Lieder,
Fern, ohne dich,
Zu ist's wohl wieder,
Doch nicht für mich.

Eisenhörn.

Rebus.

Du gehordest gelernt,
So wirst du zu herrschen verstehen.

Zotou.

Verwandlung.

W a i f e r
M a i f e r
M a u n e n
M a u t e n
K a u t e n
R a t t u n

Nachdruck verboten.

Humor.

Verechtigter Sorge. Auf dem Bahnhof steht die Frau eines Landstürmers, die sich, obwohl der Zug mit den Kriegern längst die Halle verlassen hat, gar nicht beruhigen kann. Man sucht sie zu trösten, ihr Mann könne doch auch gesund zurückkommen. Da antwortet die Frau mit tränenden Augen: „Um meinen Mann ween id ja jar nich, der helpt sich schon, id ween um all die arme Kerls, die ihm in die Finger kommen, bei haut je ja all to Gras um Rus!“

Na! Soldat (der an der Hand verwundet ist, zum Arzt): „Derr Doktor, werde ich wohl jemals Klavier spielen können?“ — **Arzt** (beruhigend): „Aber natürlich werden Sie das können.“ — **Soldat**: „Das ist ja fein! Früher konnte ich es nämlich nicht.“

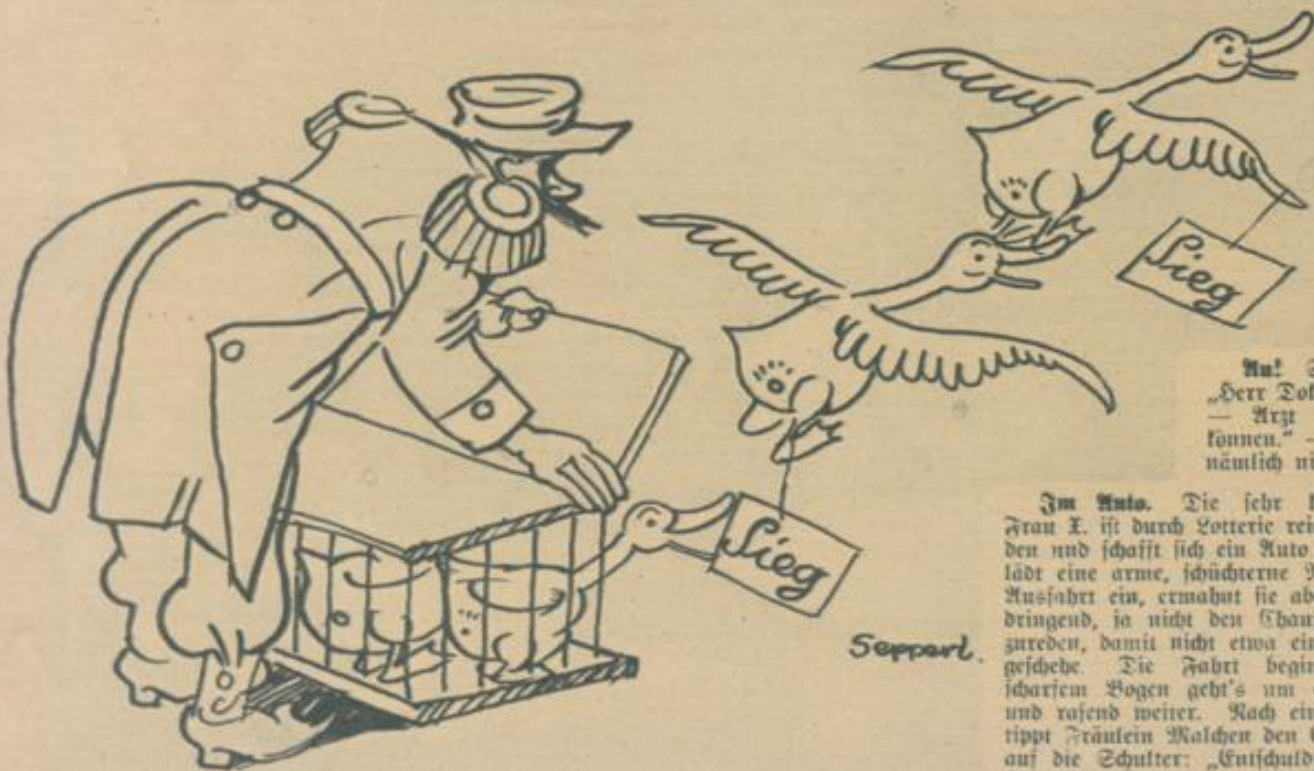
Im Auto. Die sehr corpulente Frau E. ist durch Lotterie reich geworden und schafft sich ein Auto an. Sie läßt eine arme, schüchterne Nichte zur Ausfahrt ein, ermahnt sie aber vorher dringend, ja nicht den Chauffeur anzureden, damit nicht etwa ein Unglück geschehe. Die Fahrt beginnt. In scharfem Bogen geht's um eine Ecke und rasend weiter. Nach einer Weile tippt Fräulein Nalchen den Chauffeur auf die Schulter: „Entschuldigen Sie, Herr Chauffeur, wenn ich störe. Ich weiß zwar, daß ich das nicht tun soll, aber die gnädige Frau Tante ist seit zehn Minuten nicht mehr im Wagen.“

Ein Gespräch im Gefangenenlager. Der Engländer: „Glauben Sie mir, wenn es not tut, geht ganz England sechten!“ — Der Belgier: „Gewiß, bei den anderen Nationen um Beistand.“

Benignus was. „Zu denn der reiche Rentier-Reier gar nichts ihr unsere Verwundeten?“ — „Doch, der hat sich neulich ein Rotes Kreuz-Los gekauft!“

Scherzfrage. Warum schreiben die Deutschen ihre Feldpostbriefe mit Pfeilstift?

„um zu zeigen, daß man nicht im Feld ist.“



Sepparl.

Französische Militärbriefstauden.

Deutsche Mode.

Modebrief.

Sanz abgesehen von der Notwendigkeit der warmen Bekleidung unseres Körpers, hat auch das siegreiche Vorgehen unserer unvergleichlichen Truppe den Sinn für uns selbst etwas geweckt. Der Kriegstribut der Zurückgebliebenen besteht in der Aufrechterhaltung der Arbeitsmöglichkeit unseres Volkes.

Einfach und einfach zeigt sich die Moderrichtung, angepaßt der ernsten Stimmung der großen Zeit. Wohl mußte die Mode zur Einfachheit zurückkehren, weil sie an Bizarrum in der vergangenen Saison das Höchste geleistet hat; daß jedoch der Umschwung ein so gewaltiger wurde, liegt allein an den Ereignissen.

Fern von allem unnötigen Aufputz liegt die erforderliche Garnitur vorherrschend in Handarbeiten und Stickereien, die in den Stoff eingearbeitet werden. Die weniger saltenreiche Moderrichtung gestattet uns, ein vorhandenes Kleid bequem zu modernisieren, den angeschnittenen Ärmel etwas zu verengern und dann einzusehen; dazu noch eine aparte Stickerei und wir besitzen ein neues Kleid.

Das Cape, das sich im Sommer nur schwer einbürgern konnte, gewinnt jetzt immer mehr Anhängerinnen. Es hat ja wohl der Jacke oder dem Mantel gegenüber manche Nachteile, aber es hat auch wieder bedeutende Vorteile. Für Besuchszwecke ist es größer und an Regentagen schützt das imprägnierte Cape den guten Anzug. Als Farbe für Capes wird schwarz vorgezogen, das für elegante Zwecke aus Tuch oder Samt bestehend, mit heller Seide abgefüttert wird, bezw. in der Farbe des Kleides.



Nr. 2772.

Nr. 2772. Herbstkleid aus Tuch mit bunter Handstickerei. Das aparte Kleid besteht aus sandfarbenem Tuch und dient zu Besuchszwecken wie für die ersten Konzerte unserer Tage. An der glatten, im Rücken schließenden Taille begrenzt den Ausschnitt ein Kragen aus Mull mit Durchbruch, der auf der linken Hälfte nach vorn überlappt. Die Stickerei, die sich rings um die Taille legt, kann von Zeichengeübten leicht übertragen werden. Als Material dient Stoffeide in zwei Nuancen grün, weinrot und etwas schwarz. Sie wiederholt sich an dem Aufschlag des eingesehten Ärmels und als Patte an dem schlichten, oben leicht eingereichten Rock. Das Cape aus schwarzem Samt ist mit Seide in der Farbe des Kleides gefüttert. Es erhält weit abstehenden Umlegekragen. Die Seidenfädel, die den Schluß vermitteln, zeigt die Farbe der Quaste. Erforderliches Material: für das Kleid etwa 3,50 m Tuch, 1,20 m breit, für das Cape, etwa 3,50 m Samt, 80 cm breit.

Nr. 2773. Jacke aus grauer Wolle. In Häkel- oder Strickarbeit. Die gestrickten Wolljacken, die eigentlich nur für den Sport bestimmt sind, haben sich doch dank ihrer Vortrefflichkeit fast überall eingebürgert. Zur Herstellung gebraucht man einen gut sitzenden Schnitt aus festem Papier, auf den man die Arbeit immer wieder zur Kontrolle auflegt. Ob man die Jacke strickt oder häkelt, und welches Muster man auch wählen mag, man beginnt stets unten. Rücken- und Vorderteile werden getrennt gearbeitet und nach Fertig-



Nr. 2773.

stellung durch übereinanderliche Stiche mit gleicher Wolle verbunden. Für die Knopflöcher fettet man 2 cm vom Außenrand beginnend, mit etwa 5 cm Zwischenraum, je etwa 3 cm breit ab und nimmt die gleiche Zahl in der nächsten Reihe wieder auf. Den Ärmel kann man anstricken, wobei man oben auf der Schulter beginnt, hin und her gehend strickt und in jeder Reihe je 2 Maschen aufnimmt und am Ärmeloch anstrickt. Unterhalb des Ellbogens wird wieder mit Zwischenräumen etwas abgenommen und man strickt vorn ein 5 cm hohes Bündchen 2 Maschen rechts, 2 Maschen links, dem ein Ueberschlag aus weißer Wolle, abwechselnd rechts und links gestrickt, angefügt wird. Mit dem Ueberschlag harmonisiert der Umlegekragen, doch wird dieser immer rechts gestrickt, da nicht in der Rundung gearbeitet wird.

Nr. 2771. Mantel für Knaben von 4-6 Jahren. Der praktische Mantel besteht aus dunkelblauem Kammgarn. Die Vorderteile erhalten Leineneinlage in etwa 8 cm Breite und sind innen mit Oberstoff besetzt. Doppelreihiger Knopfschluß. Umgelegttragen aus Oberstoff mit Leineneinlage; vorn etwas Goldtresse. Der Ärmel erhält in Manschettenhöhe zwei Stepplinien. Durchgehendes Futter. Erforderl. Material: etwa 1,50 m Stoff, 1,40 m breit.



Nr. 2771.

Neue Kindermäntel.

Nr. 2774. Mantel mit Kapuze für kleine Mädchen. Zu weichem Plüsch bildet ein Streifen aus schwarzem Samt einen aparten Besatz. Das schlichte Zuckermäntelchen ist für kalte Tage noch mit einer leichten Zwischenlage versehen. Die Vorderteile erhalten in etwa 10 cm Breite Oberstoffbesatz. Doppelreihiger Knopfschluß. Die Kapuze besteht aus Oberstoff mit schwarzem Samtfutter, das, wie ersichtlich, nach vorn verläuft. Enge Ärmel mit Manschettenaufschlag. Durchgehendes Satinfutter. Erforderliches Material: etwa 2,50 m Stoff, 50 cm breit.

Nr. 2775. Mantel mit Gürtel für Mädchen von 4-6 Jahren. Schwarzer Samt bildet die Garnitur des Mantels aus dunkelblauem Cheviot. Die Mantelteile sind nach unten leicht geschweift geschnitten und erhalten einen schmalen Gürtel aufgesteppt. Umgelegttragen, Revers und Manschettenaufschläge bestehen aus Samt. Durchgreifender Knopfschluß. Erforderliches Material: etwa 1,25 m Stoff, 1,20 cm breit.

Die vorliegenden Abbildungen geben auch Anregung zum Modernisieren und Verlängern vorhandenen Materials. An der ersten Abbildung kann die Kapuze auch von anderem Material gearbeitet werden, und an Abbildung 2775 kann man ein zu kurz gewordenen Mäntelchen unter dem Gürtel verlängern. Im Notfalle kann statt Oberstoff auch Samt verwendet werden. Auch ein klein kariert Stoff sieht hübsch aus, wenn Revers, Umgelegttragen und Manschetten hiermit übereinstimmen.



Nr. 2774.



Nr. 2775.



Der russische Gesandte in Rom
Krupenski,
der in letzter Zeit viel genannt wurde und
sich mehrfach unlieblame Kommentare der



Der Durchbruch bei St. Mihiel. 21 cm-Mörser unterstützen
den Sturm der Infanterie.

Porfirio Diaz, der frühere Präsident von Mexiko †



Phot. Gustav Grohmann, Frankfurt.

Prinz Ludwig von Battenberg, der Sohn
des 1888 verstorbenen Prinzen Alexander
von Hessen, der seit langem in England
anfällig und Oberbefehlshaber der englischen
Flotte ist, hat infolge der Anfeindungen, die



italienischen Presse gefallen lassen mußte. Es heißt, er
solle abberufen werden.



die englische Presse seiner deutschen Abstammung wegen
gegen ihn gerichtet hat, seinen Abschied aus englischen
Diensten genommen.



Panorama von Stambul.

Zeitungs-Phot.

II. Jahrgang.
No. 46

16. Kriegsnummer^{*)}

15. November 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Unser neuer Bundesgenosse.



Von links nach rechts in der ersten Reihe:

Generalissimus Enver Pascha und der türkische Thronfolger Züfius Izzedin.

Hinter ihnen deutsche Offiziere in türkischen Diensten.

^{*)} Die vorhergehenden Nummern können nachbestellt werden.

Umfang: 16 Seiten.

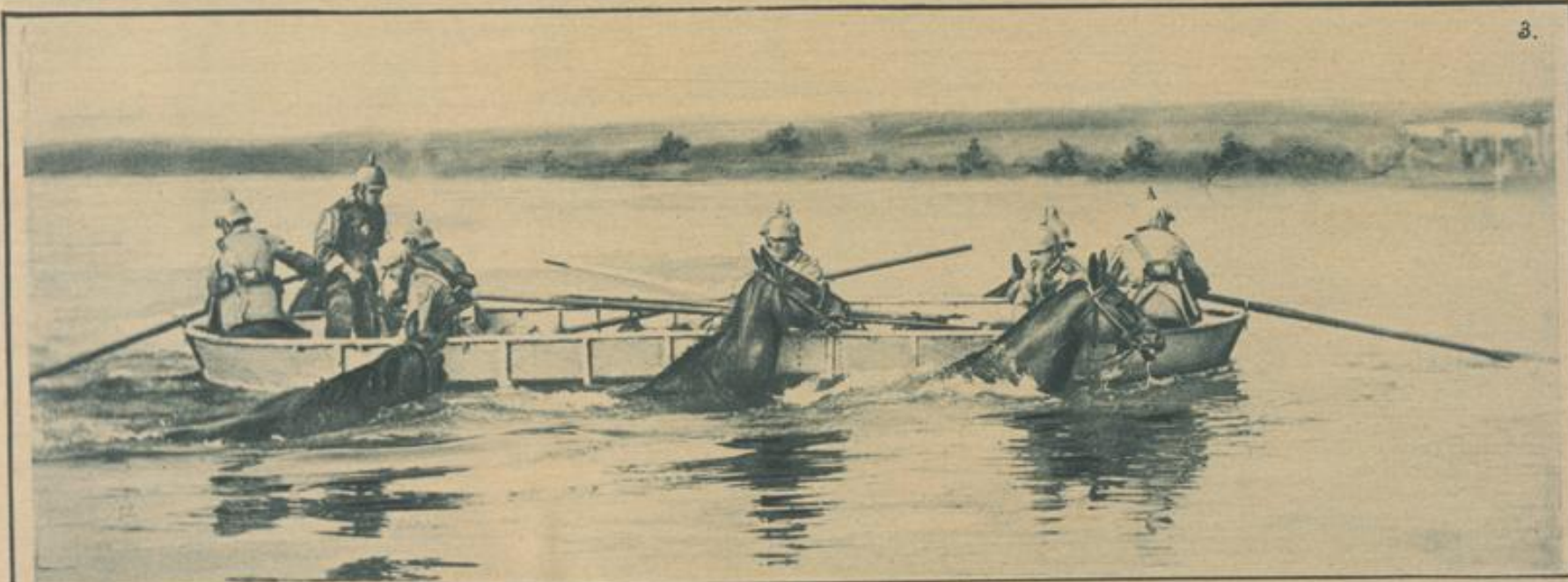
Durchquerung eines Flusses.



Jäger zu Pferde.

1. Abfatten.
2. Die Pferde werden ans Ufer geführt.
3. Durchschwimmen des Flusses.
4. Am anderen Ufer.

(Spezial-Photos von Oberst. Hans Zillmann
i. H. im Felde.)





(Original-Phot. für das „Illustrierte Blatt“ von Hofphot. Hans Lehmann v. St. im Felde.)
Maschinengewehre im Gefecht.



Isingtauer Helden: Bürgerwehr, die in die Truppen eingereiht wurde.

Phot. Senneke, Berlin.

Die Grabstätte der Helden von Lüttich.

(Folgt Seite 5.)



Bild und Text von Landsturmann Paul Zögel.



Phot. Zennede.

Begräbnis eines Wachtmeisters an der Aisne-Linie.

Türkische Befehlshaber.



İzzet Paşa
einer der bedeutendsten türkischen Heerführer.

Eine deutsche Ruhestätte in belgischer Erde.

Bei dem Sturm auf das Fort Varchon bei Lüttich am 6. August fielen von dem sonst in Aachen und in Köln stationierten 25. und 53. Infanterie-Regiment zirka 1200 Mann samt vielen Offizieren und Unteroffizieren. Sie alle liegen in der Nähe des Forts — hinter der Ortschaft Sarolay — auf einem flachen Hügel, in belgischer Erde begraben. Ihnen, die als die ersten bei Lüttich die gewaltige Brücke in des Feindes Land stießen und ihr heldenmütiges



Şükrî Paşa
der ebenfalls den Befehl über eine Armee übernommen hat.



Osmani Paşa
der frühere türkische Gesandte in Berlin.

Draufstürmen mit dem Leben bezahlten, ist Deutschland vor allen Dingen dank schuldig. Das bayer. Landst.-Inf.-Bataillon Ansbach-Fürth, das die dortigen Ortschaften seit Ende August besetzt hält, hat den Gefallenen am 11. Oktober eine erhebende Dank- und Gedenkfeier bereitet. Wirkungsvolle Chöre der fangeskundigen Mannschaft, eine feierliche, packende Ansprache des Bataillonskommandeurs Zilcher (Nürnberg), ergreifende Worte des Aachener Oberbürgermeisters Dr. Veltmann gaben dem Festakt, dem zahlreiche Offiziere der umliegenden

Fortsetzung auf Seite 8.



Das Marmara-Meer mit der Insel Chalki

wo sich die türkische Marineschule befindet und von wo aus durch das Schwarze Meer ein regelmäßiger Verkehr mit Konstantinopel erfolgt.

Der Kirchspielvogt von Schlichtingen

Roman von K. von der Eider

Korbdruckrecht geschnitten durch
Hart Nöbler u. Co., Berlin W. 15

(11. Fortsetzung.)

„Er wird wohl so 'ne halbstieg Jahre kriegen,“ meinte Tine Schuster endlich.

„Mildernde Umstände! Mildernde Umstände!“ erlörnte es von der Ofenecke her. Es war das erste, was John heute Abend zu der Sache sagte.

„Ja — aus Argem hat er es nicht getan,“ pflichtete Masobin bei. „Ich glaube, das Weibervolk hat ihn rungeniert.“

Eines Tages kam doch Besuch ins weiße Haus. Kaufmann Nöhler fuhr mit seiner Frau vor.

Sie hatten es jetzt erst erfahren und kamen nun sofort.

„Nische Hellmann ist die einzige, die mich jemals estimiert hat,“ sagte Tine Nöhler. „Sie hat mich mit der Frau Kreisbauschulze und der Frau Oberzahlmeister zusammen eingeladen, das vergesse ich ihr nicht.“

„Und er ist mein Freund,“ sagte Christoph Nöhler.

Muttchen weinte vor Freude. Tine Nöhler mußte sich ins Sofa setzen. Voll kochte Kaffee und Mienen mußte Nischen holen. Die Frau Vogt entschuldigte sich. Sie hätte sonst immer selbstgebackenen Kuchen, aber sie hätten in den letzten Tagen wirklich keine Zeit gehabt zum Kuchenbacken.

Tine Nöhler hatte es sehr eilig, zu Worte zu kommen. Sie war stolz darauf, ihre Dankbarkeit beweisen zu können, und sie wollte die erste sein, die ihre Hilfe anbot.

„Wenn Sie eine Freundin gebrauchen, die Ihnen mit Rat und Tat zur Seite steht, ich bin jederzeit bereit, jederzeit, und mein Mann wird auch gern tun, was er kann.“

Frau Nische konnte vor Rührung nicht ein Wort reden. Sie weinte still in ihr Taschentuch hinein.

Madame lächelte nachsichtig.

„Sie wissen wohl noch nicht, meine Liebe, daß unser Jenz verheiratet ist. Es gab da einiges aufzuklären.“

Herr Nöhler räusperte sich. Man konnte diese Menschenkinder doch nicht wohnen lassen in einem Hause, das über ihnen einströmte.

„Nun, Frau Hellmann, erzählen Sie mal, wie verhält sich die Sache eigentlich?“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Frau Nische. „Jenz hat Geld geliehen.“

„Geliehen?“

„Ja, aus der Kasse. Er wollte es nur leihen. Nicht wahr, deshalb können sie ihm doch nichts anhaben?“

„Ich fürchte doch. Aus der anvertrauten Kasse darf man nichts nehmen.“

„Es ist doch nur geliehen,“ murmelte sie.

„Haben Sie schon Pläne, wie Sie sich Ihr Leben ferner einrichten?“ fragte er weiter. „Dies Haus werden Sie wohl sehr bald räumen müssen.“

„Reinen Sie wirklich?“

„Ja, Frau Hellmann.“

„Ach Gott, daran hab' ich noch garnicht gedacht.“ Vielleicht ziehen Sie in die Stadt? Ich würde mich gern nach einer passenden Wohnung umsehen.“

„Ja, bitte tun Sie das. Ich denke, wir brauchen sechs Zimmer... oder meinen Sie weniger?“

„Vier genügen vollständig,“ sagte Tine Nöhler. Sie war durch und durch praktisch. Ein Schlafzimmer für die Damen, eins für die Mädchen, eine Wohnstube und eine beste Stube. Wenns not tut, können Sie die schlechlich auch entbehren.“

„O nein. Das geht nicht. Wir haben doch so viele Bekannte in der Stadt.“

„Sie werden sich aber sehr einschränken müssen, liebe Frau Vogt.“

„Ja, ich — ich werde mich mit einem Mädchen begnügen.“

„Oder Sie nehmen eine Morgenfrau. Das ist sehr bequemer und viel billiger.“

Mienen trat ins Zimmer.

„Jah Bäder läßt man bestellen, Frau Vogt möchte man immer gleich mit bar Geld bezahlen, und hier war man die Rechnung.“

Frau Nische kämpfte mit Tränen.

„Ich begreife das nicht.“

„Ich begreife wohl,“ sagte Lall.

Eine Pause entstand. Herr Nöhler räusperte sich, sagte aber nichts. Seine Frau unterdrückte einen Seufzer.

Langsam und stetig schritt der Verfall des Hauses fort. Stein auf Stein bröckelte ab. Es vollzog sich alles mit grausamer Deutlichkeit vor den Augen des ganzen Dorfes.

Ein Gläubiger nach dem andern schickte die Rechnung. Niemand borgte mehr einen Pfennig. Die Bekannten

und schauten noch ihm aus. Glaubten sie noch immer an seine Unschuld?

„Wie lange sie den armen Papa dabehalten!“ seufzte Muttchen. „Das ist unrecht.“

„Er steht in Gottes Gut, meine Liebe,“ sagte Madame, „der wird alles zum Guten fügen.“

So suchten sie sich gegenseitig über ihre Angst hinwegzutäuschen und freuten sich, daß es ihnen gelang.

Die Gerichtsverhandlungen begannen. Frau Nische wurde auch vorgeladen. Sie war noch nie vor Gericht gewesen und fürchtete sich schon vorher halbtot. Mit rot verschwellenem Gesicht kam sie zurück.

„Der arme Papa,“ rief sie. „Ihr glaubt nicht, wie er verloren hat. Sicher über zehn Pfund. Herr Nöhler hat freilich Geld eingezahlt, damit er besseres Essen hat. Aber ich fürchte, es wird dort nicht kräftig gekocht.“

Im Essen war Papa verwöhnt.

„Es geht ihm also gut,“ sagte Madame. Sie nidte zufrieden vor sich hin und griff wieder nach ihrer Arbeit.

Sie waren alle sehr fleißig. Madame arbeitete bis spät abends an ihrer feinen Färberei. Muttchen wendete für Lall einen Mantel. Sie trug ihn aber nicht. Meg stidte Namen in Kissenbezüge für Lalls Aussteuer. Muttchen meinte, die Hochzeit hinge nur von der Aussteuer ab.

Lall selbst sah müßig zu und starrte, die Hände in dem Schoß, aus dem Fenster.

Die Verurteilung des Vogts kam trotz aller Vorbereitungen wie ein letzter harter Stoß, der den Rest eines Gebäudes in Trümmer wirft. Er wurde zu vier Jahren Zuchthaus und ebenso langem Eheverlust verurteilt. Man hatte ihm mildernde Umstände zugestanden.

Sie sahen ihn noch einmal, bevor er nach Rendsburg abgeführt wurde, seine Mutter, seine Frau und Lall. Wulff fuhr mit ihnen zur Stadt. Meg wollte nicht mit Sie sah wohl ein, daß sie unrecht damit getan hätte.

Berliner Ill.-Bef.

Der neue Fürstbischof von Breslau, Bertram, am Tage seines Einzuges in Breslau.



gingen ihnen aus dem Wege. Nur Nöhlers hielten zu ihnen.

Eines Tages kündigten beide Dienstmädchen. Mienen gab an, ihre Mutter sei kränzlich und könne nicht mehr dem Stram aufpassen, und Tine erklärte, ihr Vater wolle sie nicht in die Stadt lassen.

Frau Nische konnte es alles nicht begreifen.

Die beste Stube wurde noch jeden Tag geheizt und gewischt. Es kam kein Besuch. Nur Geert guckte mal verstoßen ein. Meistens trafen er und Lall sich draußen auf dem Landweg. Dort gingen sie auf und ab, bis es Zeit wurde, sich zu trennen. Dann geleitete Geert sie bis zur Diegung, und jeder ging für sich nach Hause.

Lall litt unter diesem Verhältnis. Ihr Antlitz wurde noch bleicher als sonst. Ihre Augen hatten dunkle Schatten. Aber unter der weißen Haut pulsierte das Blut desto heißer. In den Augen suchten zuweilen wilde Flammen auf. Nach einem Augenblick des Jubels folgte die Verzweiflung.

„Ich halte dies Leben nicht mehr aus!“ rief sie. „Ich werde wahnsinnig!“

Dann schlug sie mit hartem Griff den Deckel des Klaviers zurecht und spielte... ja, was spielte sie? Schubert? Beethoven? Nein, es war noch etwas anderes dabei — es war ihre eigene wilde Lebenslust, die durch die Tasten schrie und sich nicht freimachen konnte.

Meg stand mit Tränen in den Augen daneben — ein Kind, fremd, unkundig und doch ein kluges Kind, das alles ahnte.

Draußen standen die Leute still.

Bei Kirchspielvogts geht es noch immer lustig her. Daß Gott erbarm!

„Das geht alles aus der Gemeindefasse. Da kann man wohl lachheilen!“

Der Kirchspielvogt lehrte nicht zurück. Tag für Tag saßen die beiden am Fenster, die Mutter und die Frau

Es war eine schwere Stunde. In dem einfachen Gemach des Gefängnisses lag es wie ein Alp auf allen.

Der Vogt sah nicht ganz so frisch aus wie sonst. Die letzte Zeit hatte ihre Spuren in seinem Antlitz hinterlassen. Aber seine Manneskraft war ungebrochen. Er wollte noch Großes schaffen. Wenn er seine Schuld gebüßt hatte, wollte er sein Leben neu aufrichten, schöner, größer als zuvor.

„Ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid!“

Als er so vor ihnen stand, empfanden sie wieder den Zauber seiner Persönlichkeit. Er war groß und mußte es bleiben. Sie konnten ihn nicht klein sehen, nicht kleiner als sie selbst. Lieber wollten sie sich bücken.

Er wollte von seiner Schuld reden. Aber Muttchen kam ihm zuvor.

„Wir wissen ja, Papa, daß Du es für uns getan hast, daß es nur geliehen war. Armer Papa, sie tun Dir unrecht. Wenn Du schuldig bist, sind wir es auch. Aber halte man aus, es wird alles noch gut werden. Sie werden Dich gewiß bald wieder freilassen.“

Madame hatte die Hände gefaltet. „Es ist eine Schidung von Gott, mein Lieber.“

Er reckte sich hoch. Frischer Mut durchströmte ihn. Solange noch andere an ihn glaubten, glaubte er selbst auch. Solange war er riesenstark.

„Ich lehre zurück,“ rief er. „Dann will ich der Welt zeigen, was Manneskraft zu schaffen vermag. Der Name Hellmann soll wieder zu Ehren kommen. Noch habe ich den Mut dazu. Eines aber müßt Ihr mit versprechen, meine Lieben: daß Ihr mich nicht aufsucht während dieser Zeit. Nur als freier Mann will ich vor Euch treten. Denkt, ich sei verheiratet, sei im Ausland und könnte nicht eher zurückkommen. Ich schreibe Euch.“

Die Frauen blickten zu ihm auf. Er erschien ihnen stolzer als je. Was er sagte, das galt.

Er ergriß Lalls Hände.

„Wie steht Du mit Geert Rissen, mein Kind?“

„Wir halten zusammen, Papa.“
 „Das ist gut. Seid hart, meine Lieben. Ich bin es auch.“

Noch eine letzte Umarmung. Wulff drückte er die Hand und sah ihn dabei mit stummer Bitte an. Wulff nickte. Sie hatten sich verstanden.

An der Tür wandte sich Jens Hellmann noch einmal um.

„Grüß mir die Rose von der Düstelinsel!“

Da durchzuckte Wulff wieder das Gefühl des Hasses gegen das kleine Mädchen, das noch in der Ferne, in Gefängnis und Not, das Herz dieses Mannes in seinem Sinn hielt.

Still traten die Frauen den Heimweg an. Muttechen weinte leise vor sich hin.

Die Großmutter tastete nach ihrer Hand.

„Weine nicht, meine Nichte. Unser Jens steht in Gottes Hand. Der wird schon alles zum Guten lenken.“

„Wenn wir ihn nur erst wieder hätten,“ seufzte Frau Nische, „und wenn er es nur gut hat, da wo er hin kommt.“

„Wir wollen für ihn beten.“

Die beiden Frauen schmiegt sich aneinander wie zwei frierende Vögelchen. Sie streckten die Hände aus nach Lall. Aber die sah aufrecht und sah mit kalten Augen geradeaus. Um ihren Mund spielte ein unfähig bitteres Lächeln. Das kam und schwand.

Zuhause bestellte man an Weg die letzten Grüße des Vogts. Sie blickte auf und nickte und schielte dann eifrig weiter an ihrer Handarbeit.

Wulff sah sie feindselig an. Da wurde er gewahr, wie sie blücheln mit ihrem weißen Tüchlein über die Wangen fuhr. Jetzt wieder. Er merkte auf. Eine Träne nach der anderen rann unter den gesenkten Lidern hervor. Das Tüchlein wischte sie fort, als wäre nichts passiert. Die anderen sahen dabei; aber keiner von ihnen wurde gewahr um das lautlose Weinen. Sie waren alle zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Neunzehntes Kapitel.

Die Zeit rückte näher, da die Familie Hellmann das weiße Haus verlassen mußte.

In ihrer Lebensweise veränderte sich manches. Muttechen suchte abgelegte Kleider hervor und besserte sie aus. Sie sah fast armselig darin aus. Sie wagte es kaum, sich satt zu essen und arbeitete an allerhand unnützen Sachen, als ob es für Geld ginge.

Madame blieb, wie sie war. Sie ging Sonntags in die Kirche und sah täglich an ihrem alten Platz am

Fenster. Man sah sie wie vordem stets in dem schwarzen Kleide mit den weißen Rüschen und der Spitzenhaube. Auf ihrem Antlitz lag immer noch das ärmliche Lächeln.

Trauer auf dem Landwege sah man häufig zwei junge Leute gehen. Dann hieß es im Dorfe:

„Da geht Geert Rissen mit seiner Braut.“

Sie gingen nicht Arm in Arm. Sie küßten sich nicht. Es war ja alles um sie herum so kahl, so frei. Die Menschen hatten so scharfe Augen und Zungen. Da beugte man sich damit, sich auszusprechen.

Wenn Lall nach einem solchen Gange heimkehrte, dann strahlte jedesmal ihr ganzes Weien, und das Haus füllte sich mit Heiterkeit. Dann sang wieder durch ihr Lachen und Sprechen jener silberne Unterton, der wie ein Sonnenstrahl in jedes Herz fiel.

Vom Vogt sprach man im Hause wie von einem Kranken.

„Der arme Papa! Wie es ihm gehen mag? Ob man dort wohl gut kocht? Ob ihm die Zeit lang wird?“

Nählers kamen eines Tages wieder vorgefahren. Sie gaben sich redliche Mühe, diese Schiffbrüchigen auf Trodene zu bringen. Frau Nähler hatte eine nette vierzimmerige Wohnung für sie gefunden.

Frau Nische stimmte etwas gedrückt zu. Es würde manches verkauft werden müssen. Ihr Herz hing an den Sachen, namentlich an den Kleinigkeiten.

„Ich weiß auch eine Morgenfrau,“ sagte Frau Tine. „Es ist eine nette, fleißige Person. Sie beansprucht nur geringen Lohn.“

„Sie ist doch ehrlich und zuverlässig?“ fragte Muttechen.

„Ich halte sie dafür. Ihr Mann war mal in einer Krawall verwickelt und hat im Gefängnis gesessen. Das lastet auf die Leute.“

„Dann“ — Muttechen fuhr in die Höhe und streckte die Hände wie zur Abwehr aus. Aber nur einen Augenblick, dann sanken sie herab, und sie sagte leise:

„Dann sprechen Sie man mit ihr, wenn Sie so gut sein wollen.“

Frau Nähler nickte.

„Und die Kinder? Haben Sie schon überlegt, was die anfangen? Sie müssen nun doch daran denken, daß sie einen Beruf kriegen, wo sie bald was verdienen können.“

„Ohja — Lall heiratet doch nächstens.“

„So, sie heiratet?“

„Ja, sie ist doch schon seit dem Herbst verlobt.“

„Hm, das wäre ja gut für sie, wenn da was nach käme. . . Und Alfred?“

„Er kommt dieser Tage nach Hause. Mit dem Studieren wird es wohl nicht weiter gehen. Er hat auch keine große Lust dazu. Ich dachte, er wird Kaufmann. Nicht wahr, als Kaufmann kann man schnell reich werden?“

„Ja, wenn ihm das Glück in den Schoß fällt, oder wenn er eine reiche Frau heiratet,“ meinte Herr Nähler trocken.

Einen Augenblick war es still im Zimmer. Muttechen fühlte, wie sie mit jedem Augenblick ärmer wurde, nicht bloß in materieller Hinsicht, auch die letzten Illusionen wurden ihr genommen.

„Könnten Sie Fred nicht eine Stelle besorgen, wo er etwas lernt?“ fragte sie schüchtern.

„Wollen mal sehen. Er müßte erst mal ein Jahr als Volontär in ein gutes Handelshaus. Einen Zuschuß bekommt er von mir. Nachher muß er sich selbst sein Brot verdienen. Es wird schon werden.“

Man ging zu anderen Beratungen über. Es wurde erwogen, was unter der Hand verkauft, was veräußert werden sollte. Man setzte auch den Tag des Umzugs fest. Christof Nähler nahm alles in die Hand.

Eine unruhvolle Zeit folgte. Eines Tages kam Fred. Er blieb aber nicht lange. Herr Nähler hatte ihm eine Stellung in Hamburg besorgt, die er schon in der nächsten Woche antreten mußte.

Sein hübsches, leichtsinniges Gesicht schaute ein wenig trübselig drein. Ihm stand das Traurige nicht. Es fiel ihm schwer, das Weisen zu unterdrücken. Er begriff auch die Angelegenheit des Vaters nicht recht. Sicher gab es da Irrtümer. Daß der Vater ein Verbrecher begangen haben sollte, erschien ihm unmöglich. Und dann das Zuchthaus! Er hatte keine Ahnung, wie es in einem Zuchthaus aussah. Sicher schrecklich. Aber man würde mit Papa schon eine Ausnahme machen. Papa war doch ein großer Mann.

Was den Berufswechsel anbelangte, war ihm dieser durchaus nicht unangenehm. Er liebte die Abwechslung; eine Leuchte der Wissenschaft wäre er ohnehin nicht geworden. Am Ende war das Leben eines schneidenden jungen Kaufmanns sogar noch interessanter als das Studentenleben. Außerdem gefiel ihm Hamburg. Es gab entzückende Mädchen dort.

Wie sich seine fernere Zukunft gestalten sollte, darüber dachte er nicht nach. Er wollte gern arbeiten — gewiß, er würde sein Möglichstes tun, aber er hatte keine Ahnung, wie er es anfangen sollte.

(Fortsetzung folgt.)



Sanatogen

Von 21 000 Aerzten anerkanntes Kräftigungsmittel für Körper und Nerven.

Bereits vielfach preisgekrönt, erhielt es auf dem Internationalen Medizinischen Kongress 1913 den Grossen Preis als einziges Präparat in der

Gruppe Nähr- und Kräftigungsmittel. Erhältlich in allen Apotheken und Drogerien. Die Sanatogenwerke Berlin 48 G 4, Friedrichstraße 231, versenden völlig kostenlos aufklärende Schriften über:

Sanatogen als Kräftigungsmittel

- | | | |
|---|---------------------------------|----------------------------|
| 1. bei Nervenleiden | 3. bei Magen- und Darmleiden | 6. bei Kinderkrankheiten |
| 2. bei Rekonvaleszenz und Schwächezuständen aller Art | 4. bei Lungenleiden | 7. bei Frauenleiden |
| | 5. bei Bleichsucht u. Blutarmut | 8. bei Ernährungsstörungen |
- ferner 9. Merkblatt für werdende Mütter und Wöchnerinnen.

Wer Sanatogen noch nicht kennt, verlange eine Gratisprobe von der obengenannten Firma.

Das Gefecht an der Saaredmühle bei Saarburg i. Loth.



Die Infanterie geht mit Hurra vor.



Befestigung des Dorfes im Sturm.

Gezeichnet für das „Illustrierte Blatt“ von C. Bell.



Die Dünen von Neuport.

Nach einem Gemälde von Professor Christian Morgenstern, Frankfurt a. M.

SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weiß

(11. Fortsetzung).

„Haben Sie das selbst gesehen, Herr Doktor?“ fragte Marx nachdenklich.

„Ja, natürlich!“

„Und was geschah weiter?“

„Ich muß Ihnen erst die Situation erklären: Ich befand mich in einem zweiten Raum und beobachtete den Vorgang durch ein kleines Loch, das ich in die Tür hatte bohren lassen. Leider konnte ich den ganzen Raum nicht übersehen, nur was gerade vor mir geschah. Hans trat in eine Ecke zurück und entschwand so meinen Blicken. Als er wieder vorkam, so daß ich ihn sehen konnte, legte er die Schmuckkassette in die Lade zurück und verließ rasch den Turm.“

„Sont ereignete sich nichts?“ fragte die Baronin.

„Es ereignete sich etwas, worüber Sie sehr lachen werden!“ setzte Doktor Wurmser fort. „Mein Agent hatte den Auftrag, Hans ungehindert passieren zu lassen, da eigentlich gegen ihn nichts vorlag, und ihm erst auf mein Aviso zu folgen. Als nun Hans in den Garten hinaustrat, wollte ich ihm natürlich nach, schon um Brandtner seine Verhaltensmaßregeln zu geben, und rannte — gegen eine versperrte Tür.“

„Sie können sich meine Wut vorstellen. Gleich durfte ich keinen Lärm machen, sonst hätte ich die Aufmerksamkeit des Wurfes zu früh geweckt. Ich mußte also in fieberhafter Aufregung einige Minuten warten, die mich eine Ewigkeit dünkten, dann klopfte ich und gab ein Zeichen. Der Agent meldete sich sofort —“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Hans hatte zugesperrt, als er den Turm verließ. Der Agent konnte aber nicht öffnen, denn Hans hatte den Schlüssel abgezogen. Stellen Sie sich nur vor: Die Polizei war — eingesperrt!“

„Wirklich komisch!“

„Fast eine Viertelstunde verging, ehe der Agent die Tür aufsperrten konnte,“ fuhr Doktor Wurmser fort. „Ich selbst machte mich nun über die Lade her, erbrach sie und fand diese Kassette. Sie war aufgesprengt — der Schmuck fehlte.“

„Wie reimen Sie sich das alles zusammen?“ fragte Marx.

„Nun, Baronin, viel Kopfschmerzen erfordert das nicht. Hans hat zweifellos den Auftrag erhalten, den Schmuck aus dem alten Turm abzuholen, wo er nach der Entwendung versteckt worden war.“

„Nehmen wir an, daß Ihre Ansicht die richtige ist. Es müßte sich also das Perlenhalsband jetzt unbedingt auf dem Wege zu Baron Rodenstein befinden?“

„Ja,“ antwortete der Kommissär in bestimmtem Tone.

Die Baronin lächelte fein.

„Mein Vetter ist aber hier im Hause!“ sagte sie.

Die Augen des Kommissärs wurden groß. Dann schlug er sich vor die Stirn.

„Natürlich! Er konnte unmöglich wissen, daß der Herr Oberleutnant stürzen werde! Es wäre doch aufgefallen, wenn gerade er in diesem Augenblick als einziger der Familie zurückgeblieben wäre. Wie hätte er das motivieren sollen? Wie hätte er —“

Doktor Wurmser brach mitten im Satze ab. Er hatte einen Wagen vorsehen hören.

Das schien ihn ungemein zu interessieren.

Der Kommissär warf einen Blick zur Freitreppe hinüber und nickte dann lächelnd.

„Meine Kombinationen stimmen doch, wie ich soeben mit Vergnügen bemerkte,“ sagte er flüsternd. „Da sehen Sie nur, Ihr Vetter verläßt bereits das Schloß. Der darf mir nicht aus den Augen! Bitte, Frau Baronin, entschuldigen Sie einen Augenblick!“

Doktor Wurmser trat rasch an den Wagen heran und fragte den Kutscher: „Wohin fahren Sie denn?“

„I fahr' auf 'n Rennplatz zurück!“

„Auf 'n Rennplatz? Jetzt noch? Mit wem denn?“

„Mit 'n jungen Herrn Baron.“

Baron Franz Rodenstein kam in diesem Augenblick die Freitreppe herunter. Doktor Wurmser grüßte sehr liebenswürdig und sprach ihn mit den Worten an: „Das trifft sich ja vorzüglich! Gestatten Sie, Herr Baron, daß ich mich Ihnen anschließe? Ich muß nämlich nach Baden und habe es sehr eilig.“

Baron Rodenstein konnte unmöglich Nein sagen und machte nur eine einladende Handbewegung.

Doktor Wurmser stieg in den Wagen, der rasch durch die Kastanienallee der Hauptstraße zuslog.

„Eine peinliche Sache, dieser Sturz!“ eröffnete Franz nach einigen Minuten des Stillschweigens das Gespräch.

„Peinlich? Wieso? Eher bedauerlich!“ entgegnete der Kommissär.

„Ich meinte nur wegen der Nebenumstände. Baron Walden hat, glaube ich, auf diesen Sieg große Hoffnungen gesetzt, materielle Hoffnungen. Er wird sehr enttäuscht sein.“

„Hat er stark gewettet?“ fragte Doktor Wurmser.

„So viel ich gehört habe, ja.“

„Da wird wohl sein Vater für ihn eintreten, nicht?“

„Ja, wenn er kann!“ antwortete Franz trocken.

„Ist Baron Walden nicht aus wohlhabender Familie?“ fragte der Polizeikommissär verwundert.

„Wohlhabend? Die Familie hat ja Geld. Aber das ist ja auch wieder die alte Geschichte: Sein Vater war der jüngere Sohn und die haben bekanntlich in Majoratsfamilien nie etwas. Das Majorat war natürlich an seinen älteren Bruder gefallen. Der Majoratsherr Walden ist sehr reich, aber die jüngere Linie, deren Sprößling der Oberleutnant ist, dürfte nicht viel haben.“

Doktor Wurmser fand es etwas merkwürdig, daß der sonst verschlossene, hochmütige und ihm absolut nicht freundlich gesinnte Baron plötzlich so plauderlustig geworden und ihm, dem Fremden, die privaten Angelegenheiten eines Standesgenossen rücksichtslos darlegte, der als sein Freund galt.

Der Wagen war an einer Wegkreuzung angelangt, von der nordwärts der nähere Weg zum Rennplatz, ostwärts die Straße nach Baden führt.

„Soll ich Sie vielleicht zunächst nach Baden bringen, Herr Kommissär? Ich habe ja Zeit!“

Doktor Wurmser sah nach der Uhr.

„Nein, danke, Baron Rodenstein!“ sagte er. „Ich habe mir die Sache überlegt. Es ist noch ziemlich früh, so daß sich mein Vorgesetzter wahrscheinlich noch auf dem Rennplatz befindet.“

Schweigend fuhr die beiden Herren weiter. Der Wagen langte am Rennplatz an.

Baron Rodenstein reichte dem Kommissär die Hand. „Haben Sie nach Schluß des Rennens wieder zum Schloß zurück?“ fragte Doktor Wurmser.

Diese Frage schien Baron Franz unangelegen zu sein, denn er zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

„Ja — das heißt — ich weiß es nicht bestimmt,“ sagte er. „Seien Sie nicht böse, ich möchte nicht eine Verpflichtung eingehen, die ich vielleicht nicht halten kann. Ich habe sehr viele Bekannte hier, und da weiß man nie —“

„Bitte, bitte! Es macht ja nichts! Ich werde schon einen Wagen aufstreifen. Auf Wiedersehen, Baron! Ich danke Ihnen, daß Sie mich hierher gebracht haben!“

Baron Rodenstein eilte ziemlich hastig in den Altonaer Raum hinab.

Der Kommissär ging ins Inspektionszimmer und winkte einem Agenten. „Sie Brunner, sehen Sie sich den schlanken Herrn dort an!“

„Ah, den Baron Rodenstein!“

„Desto besser, wenn Sie ihn kennen! Folgen Sie ihm unauffällig. Gehen Sie ihm nicht von der Seite, wohin er sich auch begeben mag. Trachten Sie aber, daß er Sie nicht bemerkt, und melden Sie mir noch im Laufe des heutigen Abends das Ergebnis Ihrer Beobachtungen.“

Beruhigt mengte sich der Kommissär unter die Leute. Er wußte, daß er sich auf Brunner verlassen konnte.

Auf dem Rennplatz war alles wieder wie vorher. Der Unfall schien vollständig vergessen. Man lachte, plauderte, wettete und flüchtete wie zwei Stunden vorher.

Als die Nummern zum letzten Rennen aufgezogen wurden, sah Wurmser, wie Baron Rodenstein zum Vierzigheller-Platz hinüberschritt und zwar genau zu jener Baumgruppe, bei der er vor dem Unfall die Zusammenkunft mit dem jungen Böhmer gehabt.

Der Kommissär nahm einen Feldstecher und spähte scharf hinüber.

Und nun sah er auch den Agenten Brunner, der sich geschickt unter die Leute mischte und dem Baron folgte.

Wurmser nickte zufrieden vor sich hin. Nach einer Weile richtete er wieder seinen Feldstecher auf den jungen Baron. Er hoffte, Hans dort zu sehen. Fremde Leute standen bei der Baumgruppe, von Hans keine Spur.

Doktor Wurmser wurde unruhig. Teufel! Der Bursch hätte ja schon längst da sein müssen! Warum kam Hans nicht? War der Kerl mit den schwarzen Perlen auf und davon?

Rodenstein schritt mit allen Zeichen der Nervosität auf und ab und blickte nach allen Seiten aus.

Auch der Kommissär suchte und suchte. Aber Hans kam nicht in Sicht.

Die Startglocke erklang. Das Rennen wurde gehalten. Die Besucher rüsteten zur Heimkehr.

Baron Rodenstein stand noch immer bei der Baumgruppe.

Von Hans keine Spur!

Doktor Wurmser war in Verzweiflung. „Verdammte Sache!“ murmelte er ingrimig. „Ich dachte ihn schon so sicher zu haben...“

XII.

Mary sah in der schwül duffenden Jasminlaube unweit der großen Fontäne und blickte träumend auf den vom Sonnenstrahl grell beschienenen und in allen Farben irisierenden Wasserstrahl.

Die Arbeit war in den Schoß gesunken, die schlanken Hände ruhten. Es war kein Liebestraum, den sie unter den weißen Blüten träumte. Trotz des goldenen, hellen Sommertages zogen ihr ernste, ja fast düstere Gedanken, vor denen sie erschau, durch den Kopf und stellten schwarze Bilder vor ihre Seele.

Vorbei war die Hoffnungsstrebendigkeit, die noch vor wenigen Tagen ihr Herz erwärmt hatte. Vorbei die alles röstig sehende Zuversicht!

Ach ja, die Situation war ernst geworden. Sehr, sehr ernst!

Durch diesen Sturz wurden alle ihre Hoffnungen auf eine baldige Vereinigung zunichte, wurden blühende Träume einsamer Stunden zerstört. Wie würde sich jetzt die nächste Zukunft gestalten? Auf die Einwilligung ihres Vaters durfte sie unter diesen Umständen nicht hoffen. Was nun...?

Doktor Hoffmann war ihre einzige Hoffnung. Der Advokat mußte einen Ausweg finden. Er war klug und gewandt und ihr treu ergeben.

„Küß die Hand! Guten Tag, Mary!“ hörte sie in diesem Augenblick eine leise Stimme an ihrem Ohr, bei deren Klang es sie heiß durchfuhr.

Sie wandte den Kopf und blickte in das blasser Gesicht Leos, der seine treuen Augen in die ihren versenkte.

„Du, Leo?“ rief sie freudig bewegt.

„Ich hab's ohne Dich nicht mehr ausgehalten!“ antwortete Leo und küßte stürmisch Marys Hände, die sie ihm nur zu willig überließ.

„So seh' Dich doch wenigstens! Hat Dir denn der Arzt das Aufstehen erlaubt?“ fragte sie zärtlich besorgt.

„Mein Gott, erlaubt! Ich hab' ihm einfach gesagt: Doktor, ich fühl' mich ganz wohl. Lassen Sie mich hinaus in die frische Luft! Na, und da bin ich nun.“

Leo schwieg und blickte vor sich hin. Das junge, frohe Gesicht hatte einen schweremühtigen Ausdruck angenommen, auf seinen Lippen lag ein bitteres Lächeln.

Seufzend legte Mary ihre Hand auf seinen Arm. Mit kummervollen, fast mütterlichen Miden sah die junge Frau in das Antlitz des jungen Offiziers.

„Also, Du fühlst Dich nun wieder ganz wohl?“

„Ja, ja, es geht. In meiner Situation darf man nicht in der Krankenstube hocken!“

„Lach das, Leo, häng' nicht diesen Gedanken nach!“

„Ach Gott, Mary, Du hast leicht sprechen. So tief wie ich jetzt dein bin! Wenn's einem an den Kragen geht! Siehst, so ist es: ein unglücklicher Galoppesprung auf der Bahn des Lebens — und da liegen wir!“

„Leo, sag' mir, ist denn das wirklich so arg — wegen Deiner Schulden?“ fragte Mary besonnen.

„So arg? Die Leute warteten doch nur, weil ich sie auf den Kitz vertrießte. Und jetzt sind natürlich zu den alten Schulden die Spielschulden dazugekommen, die ich innerhalb vierundzwanzig Stunden bezahlen muß! An meine Eltern kann ich mich nicht wenden! Sie könnten mir auch gar nicht helfen.“

Mary seufzte tief auf.

„Verzeißle nicht, mein Liebling! Vielleicht werden Deine Gläubiger nicht so hart sein, als Du glaubst.“

Er lachte auf. Ein hartes, verzweifelltes Lachen.

„Die? Na, die kennst Du schlecht! Die sind wie Blutege! Die saugen und saugen, so lange sie noch einen Tropfen wittern! Die treiben und hegen einen, daß man nicht weiß, wo einem der Kopf steht! Wenn ich überlege,“ sagte er mit unterdrückter Wut, „was mir bevorsteht, ich versichere Dir, ein derartiges Grauen, ein derartiger Ekel faßt mich, daß ich am liebsten kurzen Prozeß machen möchte —“

„Leo!“ schrie Mary auf.

Alles Blut war ihr zum Herzen gedrungen. Einen Augenblick war es ihr, als müßte der Herzschlag aussetzen, als würden ihr die Sinne schwinden. Aber nur einen Augenblick. Dann kam plötzlich eine seltsame Ruhe über sie.

Jetzt hieß es, sich zusammennehmen. Sie durfte nicht den Kopf verlieren, sie nicht! Es ging um sein und ihr Lebensglück! Wenn hier noch Hilfe möglich war, so war nur sie es, die dieses Rettungswerk vollbringen konnte, sie allein! Und es mußte ihr gelingen! Ihre ganze Kraft wollte sie einsetzen! Ach, nun hatte sie wenigstens einmal Gelegenheit, zu zeigen, wie heiß sie ihn liebte! Nun lag die ganze Zukunft dieses Mannes in ihren Händen!

Ein Zug von Entschlossenheit trat in ihr Antlitz. Ihre zusammengefunkenen Gestalt richtete sich auf. Mit ruhiger, sicherer Stimme sagte sie zu ihrem Verlobten, seine Hände fassend:

„Höre mich an, Leo! Wir müssen Mittel und Wege finden, es kann nicht alles verloren sein! Ich lasse den Mut nicht so schnell sinken. Heute Abend kommt ein Freund unseres Hauses, der Advokat Doktor Hoffmann, zu uns heraus. Besprich mit ihm Deine Angelegenheiten, vielleicht weiß er einen Ausweg. Er ist ein vielbeschäftigter Advokat, ein hochanständiger, warmfühlender Mensch.“

Johann kam eilig die Allee herauf.

„Gnädigste Frau Baronin, der Herr Doktor Hoffmann ist gekommen. Er läßt fragen, ob er nicht seine Aufwartung machen kann.“

„Führen Sie den Herrn Doktor in den kleinen Salon und sagen Sie ihm, daß ich sofort kommen werde.“

Der Diener entfernte sich. Mary wandte sich wieder an Leo: „Wie von Gott geschickt! Gerade im Augenblick, wo wir von ihm sprechen, wird er gemeldet... Ich schicke ihn gleich zu Dir her.“

Ein mattes Lächeln flog über die Züge Leos. Er nahm den Kopf der geliebten Frau zwischen seine Hände und sah ihr tief in die Augen. Dann küßte er ihre Lippen.

„Geh nur, Du großes Kind, und schick' ihn mir herunter!“ sagte er mit tiefer Zärtlichkeit.

Mary eilte rasch dem Hause zu. Als sie den kleinen Salon betrat, streckte ihr Doktor Hoffmann beide Hände entgegen.

„So lange haben Sie Ihren alten Freund warten lassen!“ scherzte er und küßte Mary die Hand.

„Ach, lieber Herr Doktor, Sie wissen gar nicht, was passiert ist! Walben ist heute gesürzt!“

„Ist er verlegt?“

„Nein, er sitzt unten im Garten.“

„Na also, wenn er heil und ganz ist, kann ja das Unglück nicht so groß sein!“

„Ja, aber, Doktor, Sie erinnern sich doch, was ich mit Ihnen besprochen habe. Nun habe ich ihm die Hoffnung gegeben, daß vielleicht Sie uns retten können. Er sitzt unten und erwartet Sie.“

„Mich, Baronin?“

„Ja. Hören Sie mich an: Leo befindet sich in. Augenblick in einer verzweifeltsten Situation. Er braucht zur Deckung der Betschulden sofort Geld. Er muß sie innerhalb vierundzwanzig Stunden bezahlen.“

„Und die anderen Schulden?“ fragte der Advokat.

„Ja, ja, ich weiß, aber um die handelt es sich im Augenblick nicht. Darüber sprechen wir später. Zunächst müssen wir ihn aus den Sorgen herausreißen! Und das können Sie am ehesten!“

„Was in meiner Macht steht, Baronin, soll ja gern geschehen. Bitte, verfügen Sie über mich!“

„Das hab' ich ja gewußt! Also, lieber Herr Doktor, Leo darf nicht wissen, verstehen Sie, absolut nicht wissen, daß ich über seine Angelegenheiten mit Ihnen gesprochen habe. Er darf auch nicht erfahren, daß ich die Hand im Spiel habe. Das ist vorläufig das Allerwichtigste!“

„Ich begreife! Also bitte um Ihre Instruktionen.“

Mary nötigte den alten Freund in einen Hauteuil und zog einen zweiten Knapp zu ihm heran.

Sie war so erregt, daß sie kaum sprechen konnte. Ihre Hände zitterten und ihre Augen befeuchten sich stehend auf Doktor Hoffmann.

„Lieber Doktor, ich lege mein Lebensglück in Ihre Hände!“ stammelte sie. „Alles hängt davon ab, wie Sie die Angelegenheit arrangieren. Es handelt sich zunächst darum, jenen Betrag aufzutreiben, der bis morgen mittag bei den Buchmachern und im Freundeskreise gezahlt werden muß.“

„Wie hoch ist die Summe?“

„Leo sprach von einigen tausend Gulden.“

„Einige tausend Gulden? Hm!“

„Lieber Doktor, Sie werden die Liebenswürdigkeit haben, diesen Betrag dem Herrn Oberleutnant morgen früh zuzufenden. Ich haste für ihn. Sie wissen, daß von meiner Mitgift noch Geld übriggeblieben ist, das mein Vater verwaltet. Ich kann also mit voller Beruhigung die Bürgschaft übernehmen.“

(Fortsetzung folgt.)



Lysoform

das bekannte Desinfektionsmittel, wird auch in großem Maßstab für unsere Verwundeten gebraucht, weil es bei guter Wirkung nicht durch schlechten Geruch belästigt und schlechte Gerüche in den Krankenräumen schnell beseitigt. — Lysoform ist als Liebesgabe besonders geeignet, da Waschungen mit Lysoform die Füße widerstandsfähiger machen und zu größeren Marschleistungen befähigen. — Lysoform ist ein sehr gutes geruchnehmendes Mittel und bietet Schutz gegen Ungeziefer. Echt nur in achteckigen grünen Flaschen mit weißer Umhüllung.

Wie man im Felde „wohnt“.



Spezialaufnahme für das „Illustrierte Blatt“ von G. Festhold, Frankfurt a. M.

Wie unsere Artilleristen im Argonner Wald sich unter großen Bäumen Hütten bauen.



Phot. Genette.

„Stube“ eines Artilleriefommandeurs im Schützengraben.

Die Kämpfe im Nordwesten.



Eine österreichische Motorbatterie auf dem Wege zur Küste.



Kurze Rast vor dem Kampf.

Spezial-Phot.

Schach.

Bearbeitet von J. Nieses.

Aufgabe Nr. 13.Von Dr. G. Falkowski in Prag.
Schwarz.

Weiß.

Matt in drei Zügen.

Das obige Problem des identischen und formgewandten böhmischen Problemmeisters errang vor einiger Zeit in einem schweizerischen Problemturnier den ersten Preis.

Endspielstudie.

Von O. Otten in New York.

Weiß.



Schwarz.

Weiß am Zuge gewinnt.

Die vorstehende Studie, ein älteres Erzeugnis, ist trotz ihrer Einfachheit recht lehrreich. Der König ist im allgemeinen sehr gut geeignet — besser als der Springer —, feindliche Bauern auf dem Wege zur Dame aufzuhalten. Hier aber wird die Wirksamkeit des Königs durch ein geistreiches und charakteristisches Manöver paralysiert:

1. a4-a5 Lg7-f8
2. Ke1-d5 Lf8-h6
3. g4-g5+! 4. Kd5-e4 Lh6-g5
5. Ke4-f3! und der Bauer a5 ist abgelenkt und ihn auf eine Diagonale zu bringen, wo er nicht mehr aufzuhalten kann.

Lösung der Aufgabe Nr. 11.

1. e2-e3 e7-e5 1. Td5-f4
2. e3-e4 matt. 2. Dg4-e6 matt.
beliebig anders
2. Dg4-d4 matt.

Richtig gelöst von: Apotheker Max Scher in Kasselheim.

Lösung der Aufgabe Nr. 12.

1. Dd3-h3 Sf6-g8 1. Kd5-e4
2. Dh3-e6+ u. f. w. 2. Dh3-f3+ u. f. w.
1. Te6-e5 1. Sf6-g4
2. Le8-b7+ u. f. w. 2. Dh3-f3+ u. f. w.
Zurübringt 2. Dh3-e6+ u. f. w.
nicht 3. Le8-b7 matt.

Haus und Küche.**Wohlfeile Fleischgerichte für die sparsame Küche.**

Lungenmus. Eine weichgekochte Kalbslunge wiegt man fein, gibt gedünstete, feingehackte Zwiebel, Petersilie, Zitronensaft oder Essig, Salz und Pfeffer nach Geschmack dazu, schmort in Butter oder Fett, füllt wenig durch einen Bouillonwürfel geklärte Lungenbrühe auf, verquirlt ein Eiweiß mit einem Löffel Mehl, läßt es damit noch zehn Minuten ziehen, stäubt Muskatnuß darauf und reicht das kräftig schmeckende Mus zu Kartoffeln.

Lungenklöße mit Majoransauce. Die feingewiegte Kalbslunge dünstet man mit Speck und einer kleinen Zwiebel, gibt drei Eier, Salz, Pfeffer, geriebene Semmel und einen Teelöffel Mehl dazu, formt eigröße Klöße davon und kocht sie in der Majoransauce gar. Man reicht Salzkartoffeln dazu.

:: ::

Praktische Winke.

Alle tadellosen Gemüseabfälle, wie Selleriewurzeln, Porreeköpfe, Kohlrabi, etc. geben noch für den Winter eine wohlgeschmeckende Suppenwürze, wenn man sie in feine Streifen schneidet und im sauwarmen Ofen auf Tellern oder sauberen, nicht fettigen Kuchenblechen dörren läßt. Man bewahrt sie in Leinwandfäden.

Um die Güte des Hases zu erproben, reißt man an seinen Löffeln. Ist er jung und zart, so reißt diese sehr leicht ein, ist er alt, so ist es fast unmöglich, ihnen einen Riß beizubringen, also — Hand davon — zum Braten nicht mehr zu verwenden.

Rätselsprung.

Nachdruck verboten.

alten	und	die	ein	stahl	und	dah
sonne	nach	der	flut	man	mal	ein
tal	wohne	unau	bricht	und	beide	es
nur	tag	über	•	leuch	sicher	daß
riefelt	ferner	leide	halt	und	mag	ten
ter	sam	lungs	ein	allen	den	alau
früh	liegt	win	durch	ben	wald	hinter

Kryptogramm.**Buchstabenrätsel.**

Bufen, Gaal, Galbe, Gase, Geine, Hummel, Keel, Mann, Sorgen, Schalter, Truppe, Wall, Welle, Walter, Wände.

Jedes der vorstehenden Wörter soll durch Änderung je eines Buchstabens in ein anderes Hauptwort verwandelt werden. Die einzutauschenden Buchstaben nennen, nach richtiger Ordnung der Wörter, ein Drama von Schönderr.

Auflösungen.**Dexierbild.**

Bild halblinks drehen, dann findet sich der Besprochene in Füßen der Betreten.

Entzifferungsaufgabe.

Dah viele Hoffnungen vergehn
Bringt 'von dein Glück zu Falle?
Sind denn die Sterne, die wir sehn
Auch schon die Sterne alle? (Robervik.)

Rätsel.

Keda — Kdel.

**Eine Szene aus dem Döberitzer Gefangenenlager.**

An Ort und Stelle gezeichnet von R. Lehmann.



Militärtechnische Skizze von der Schlacht an den Masurischen Seen.

Nach genauen Angaben von Generalstabsoffizieren; gezeichnet von Felle.

Während die Russen in Insterburg waren, ließ Generaloberst v. Hindenburg in aller Eile falsche Wege (Sackgassen) herstellen, indem er Baumstämme in großer Masse fällen ließ, diese mit Erde und Rasen bedeckte, deren Ende in die sumpfigen Seen führte. Beim Zurückdrängen der Heeresmassen waren es starke Kavallerieabteilungen, die die fliehenden Russen von der Flanke fortwährend in die Seen und Sümpfe drängten. Von allen Seiten mit starker Artillerie beschossen, wurde der Rückzug der Russen regellose Flucht, sodaß etwa 150.000 Russen aufgerieben wurden.



Blaue Bohnen

und andere soldatische Redensarten von J. M. Merich.

„Den Teufel im Leibe haben war eine Schmeichelei, die unter Friedrich dem Großen gerne fähigen Militärsleuten gesendet wurde. Schädlich, fieten, der alte Dessauer und so viele andere Soldaten aus des großen Königs Umgebung hatten alle den Teufel im Leibe, wenn es galt, den Feind zu verjagen, in die Pfanne zu hauen. Bei der letzteren Redensart denkt man zunächst an die Pulverpfanne, die früher an den Gewehren angebracht war und das Geschloß mit zur Entladung brachte. Aber damit hat die Redensart nichts zu tun, sondern nur mit dem richtigen Küchengerät, wie es heute noch überall gebräuchlich ist. So wie man Eier in die Pfanne schlägt, daß sie zerfließen, so soll der Feind in die Pfanne gehauen werden, daß nichts Ganges von ihm

übrig bleibt. Für diese Deutung spricht auch die ältere Form der Redensart: „Den Feind in den Kessel hauen“, womit also gleichfalls ein Küchengerät gemeint ist. Immerhin soll eine zweite Erklärung nicht unerwähnt bleiben, die vielleicht daneben auch Anspruch auf Richtigkeit haben darf: die Pfanne nennt man die Gelenkgrube im Schenkel- und Armbein, in dem die „Kugel“ sitzt, in die Pfanne hauen, würde also heißen, kampfunfähig machen:

Hiermit traf er Aeneias das Hüftgelenk, wo des Schenkels Bein in der Hüfte sich dreht, das auch die Pfanne genannt wird.

Und er zermalmt ihm die Pfanne . . .

Das Schicksal dessen, der in die Pfanne gehauen wird, ist in der Regel, daß er ins Gras beißen muß. Auch diese Redensart ist unschwer zu verstehen. Der Hinweis, daß der Verwundete in schrecklichem Durst ins Gras beißt, ist zu weit hergeholt; wahrscheinlicher ist das Bild, das den jählings Gefallenen mit aufgerissenen Mund nach vorn ins Gras stürzen läßt. Bomben, Kartätschen und Granaten — drei fürchterliche Worte, wenn sie auch oft als scherzhafter Soldatenfluch gebraucht werden. Bombe stammt von dem italienischen Worte bomba, Fuder, mittels deren der Erfinder oder doch der erste Benutzer dieses Geschosses, der Fürst Malatesta von Rimini, die Bomben zur Entzündung brachte, was bereits im Jahre 1433 der Fall gewesen ist. Kartätsche stammt gleichfalls aus dem Italienischen, es kommt von cartaccia, grobes Papier, Malulatur, aus dem sich cartoccio, Papierhüte, Patrone ableitete, das wieder dem französischen cartouche als Stammwort diente. Granate hat seine Bezeichnung von Granatapfel mit seinen vielen Kernen. Nach ihrer Form und Farbe hat man die Flintenkugeln mit Bohnen verglichen, die das Lieblings- und Hauptgericht so vieler Deutschen



Michels Fährtyg.

bilden. Die Engländer nennen die Flintenkugeln blue pills, blaue Pillen, die Franzosen haben dafür die Bezeichnung prunes, Pflaumen. Die Pillen der Engländer werden so wirkungslos sein, wie die berühmten englischen Patentpillen, mit denen sie leider die Deutschen oft genug beschwindelt haben, und von den Pflaumen der Franzosen werden diese wohl wieder das Laufen bekommen, wobei ihnen aber unsere „blauen Bohnen“ noch lange schwer im Magen liegen werden.

GROSSER WANDER-CIRCUS
ALLE RASSEN DER ERDE!
NOVITAT: INDISCHE GAUKLER.

Tsingtau heldenmütig gefallen.

Mit einem Heldennute ohne gleichen haben sich die 7000 Mann in Tsingtau gegen eine zehnfache Uebermacht gehalten und erst, als es Wahnsinn gewesen wäre, noch weiter zu kämpfen, d. h. nutzlos Menschen zu opfern, ließ langsam die weiße Flagge über den Wällen Tsingtaus empor. Alles, was unsere Bilder hier als so schön und sauber zeigen, dürfte gewesen sein. Asiatische Räuber haben es zerstört. Wir werden es ihnen nicht vergessen und auf der Schlußabrechnung,



Der englische Kreuzer „Glasgow“, der an den Kämpfen an der Chilenischen Küste teilnahm und kampfunfähig gemacht wurde. Der Kreuzer „Monmouth“ wurde vernichtet, „Good Hoop“ schwer beschädigt.

die in Europa aufgesetzt werden wird, wird auch dieser Posten nicht fehlen. Den Schlitzhäugigen wird dieser Raubzug teuer zu stehen kommen, und denen, die sie dazu angestiftet haben, auch. — Schon kommt langsam die Vergeltung für Albion: Die erste Seeschlacht haben wir gewonnen, an die englische Küste flogen die ersten unserer für sie bestimmten Granaten und über Dover hat ein deutscher Zieger die ersten Bombengröße fallen lassen. Wir sind auf dem Marsche!



Blick von der Hochschule nach Tsingtau.



Eine der Hauptstraßen von Tsingtau.



Eine der schönen Verkehrsstraßen Tsingtaus.

II. Jahrgang.
No. 47

17. Kriegsnummer

22. November 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G.m.b.H. Frankfurt am Main



Zwei wackere Vaterlandsverteidiger vom nordwestlichen Kriegsschauplatz lesen an einer geschützten Stelle das „Illustrierte Blatt“.

Phot. Gerdwin & Co.

Umfang: 16 Seiten.



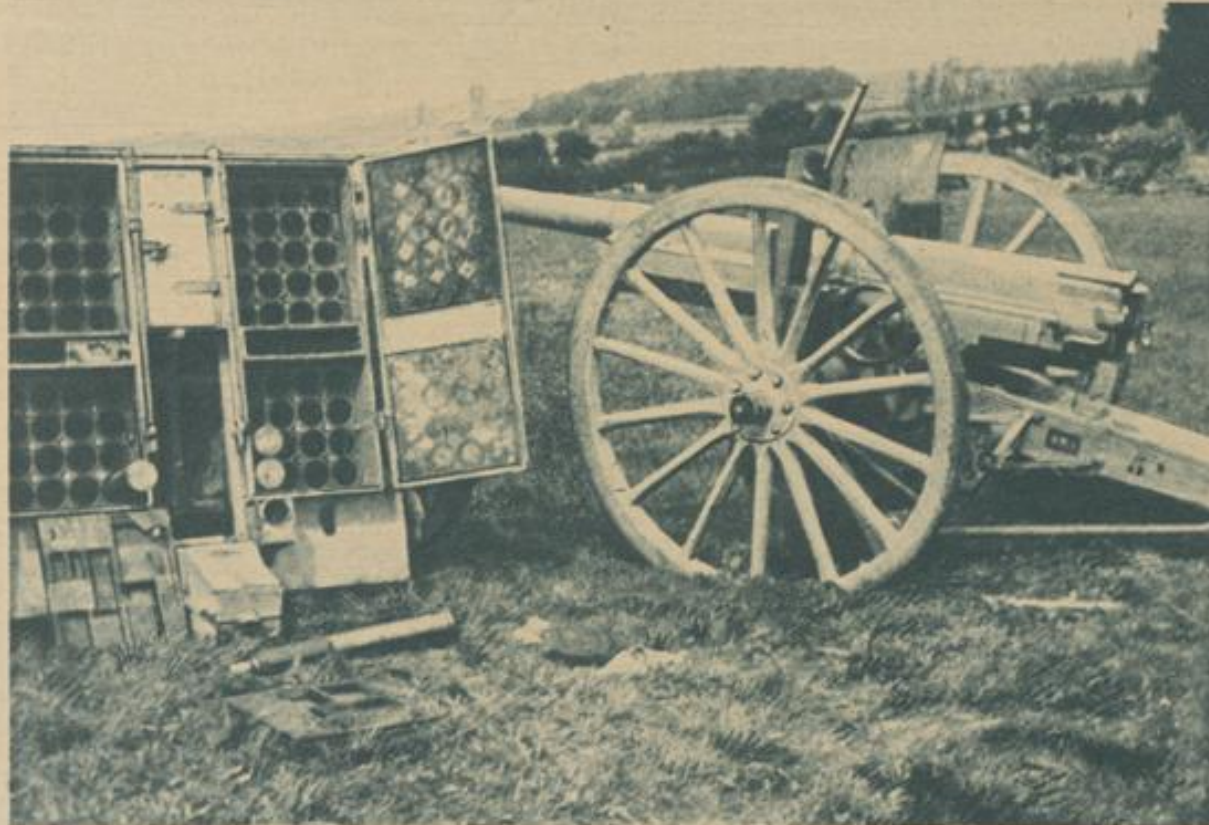
Aus einem Feldpostbrief.

„Ich bin nun schon seit über vierzehn Tagen mit bei den Kämpfen an der Yser. Es war am 18. Oktober, als wir, von Osten kommend, über Mariakerke in der Richtung Nieupoort marschierten. Wir zogen ganz vergnügt und singend durch Middelkerke durch, da sahen wir plötzlich die schnurgerade Chaussee entlang vor dem Kirchturm von Westende Schrapnell's krepieren. Also war man noch nicht wieder so schön vor uns „ausgerückt“, wie in der vorigen Woche in Gent und Brügge und Ostende! Die Kolonnen kamen ins Stoden und wir hörten bald, daß unsere Radfahrerspitze aus der Kirche durch ein Maschinengewehr und gleich darauf auch von einer verdeckt stehenden Batterie beschossen wurde. Es ist immer gut, wenn der Gegner Fehler macht! Hätten sie gleich die ganze grade Straße unter energischem Feuer genommen

— es wäre ein gar nicht abzusehendes Unglück für uns gewesen! — So konnten wir uns noch seitwärts in den wasserreichen Chausseegraben legen und abwarten, was da kommen würde. Es kam auch, aber in einer unerwarteten Weise, denn mit einem Male stieg etwa 600 Meter links von uns eine riesige, gelbgrüne Rauchsäule auf, der ein furchtbarer Krach folgte. — Die englischen Kreuzer meldeten sich. Sie bestrichen die Straße links von uns, auf der auch Truppen marschierten — und konnten sie nicht fassen, weil wir zu nah an den Dünen und für Flachbahngeschütze nicht erreichbar waren. Was ganz vorne weiter vorging, haben wir nicht erfahren. Es fing da für aber schäbig an zu regnen, sodaß es bald nicht mehr viel Zweck hatte, die Beine anzuziehen, damit sie nicht ins Wasser kamen — von oben wurde man ebenso naß. Als es dunkel war, zogen wir in die in gleicher Höhe liegenden Villen am Strand, um dort die Nacht zuzubringen. Sie waren nicht verschlossen, denn die Bewohner sind selbstverständlich in dieser Jahreszeit zum Teil überhaupt nicht mehr hier, die andern waren geflüchtet. Ein eigenartiges Gefühl, so mit möglichst wenig Licht in den großen dreistöckigen Häusern herumgucklettern, die mit ihren zahllosen Betten unsern Leuten erwünschte Unterkunft gaben. Die Zimmer an der Seeseite wurden von uns verschlossen, — denn draußen in der Ferne gongelten einige Torpedoboote unaufhörlich auf und ab.

Die Häuser, die wir beziehen, werden von uns, wie unsere Leute sagen, genau „revendiert“ auf die Anwesenheit von Spionen

Die Kämpfe in der Nordwestecke.



Ein bei Dignuiden erbeutetes französisches Geschütz mit Munitionswagen.

u. dergl. Manchmal tun einem die Villenbesitzer leid, durch deren Behausung treppauf treppab die schmutzigen Soldatenstiefel gehen — aber es ist doch noch ein Unterschied, ob in einem Bau deutsche Soldaten waren oder französische oder englische. Natürlich, die Türen sind überall erbrochen, wenn nicht ein Schlosser im Ort bei der Hand ist, der sie gegen Bezahlung mit dem Dietrich öffnet und beim Abmarsch wieder verschließt, aber es bleibt doch Ordnung in den von uns benutzten Wohnungen. Die andern zerfallen alles und bedecken

wir, es käme nur vom Regen, der unaufhörlich rieselte. Aber es wurde immer nasser: Die Verbündeten hatten einen Damm durchstoßen und die ganze Gegend unter Wasser gesetzt. Wir waren so schon reichlich alle naß, denn es gab zahllose Gräben zu überspringen und es war keiner von uns, der im Dunkeln nicht in einem bis an den Bauch dringefressen hätte. Vor uns hatten wir einen von etwa 8 Meter Breite, der uns am meisten aufgehalten hatte, weil wir erst von den Pionieren Laufstege vorbringen lassen mußten.

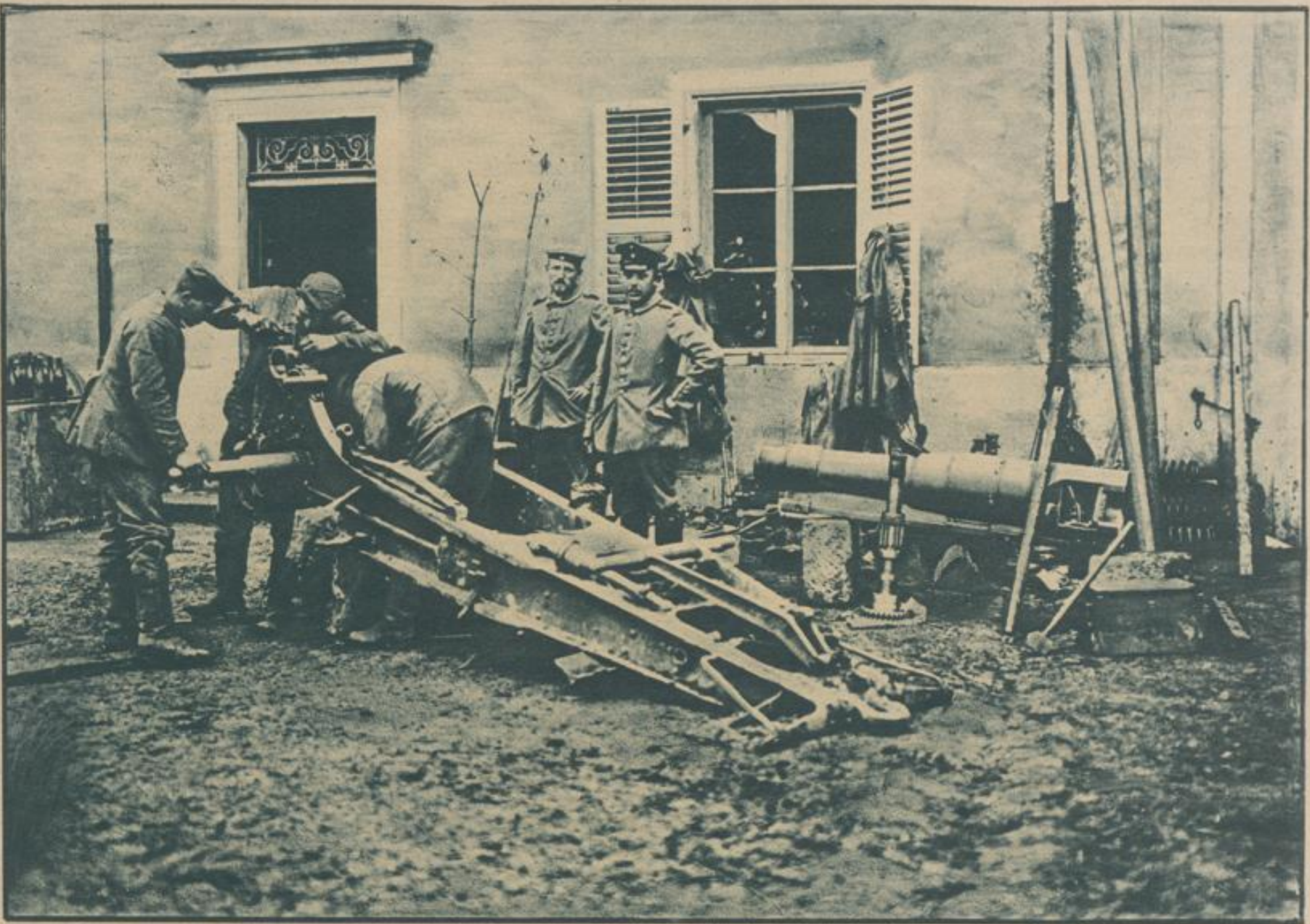
Nun lief das Wasser unaufhörlich über uns her — da hieß es, schleunigst die gefährliche Gegend räumen. So kamen wir im Dunkeln in eine trocknere Gegend, wo wir in älteren Schützengräben zwei Tage lagen und froren, während unsere Sachen uns auf dem Leibe trockneten. Feindliche Strand- und Motorbatterien feuerten ununterbrochen zu uns herüber. Unser Angriff wird jetzt auf einer anderen Stelle konzentriert, während unsere Division von hier bis zur Küste abschließt.

Die Belgier fangen übrigens an, den Engländern etwas böse zu werden, denn sie haben ihnen viele schöne Dörfer von den Schiffen aus völlig zerstört. Ich bin über Felder gekommen, die überfüllt waren mit Granatzündern, Geschosshöfen und Sprengstücken. Der Boden weit und breit aufgewühlt und überall liegen die Rinderherden verendet umher und fangen an, die Luft zu verpesten. Wenn's hier gelingt, werden die Herren Verbündeten an der Aisne sich umsehen müssen, wo die besten Wege rückwärts sind. P. K.



Rast auf der Straße eines Dorfes am Yserabschnitt.

Spezial-Photos.



Unsere Artilleristen reparieren ein erbeutetes feindliches Geschütz.

Reichiger Presse-Bureau



Während der Schlacht. Eine Kompanie in Deckung wartet auf den Befehl zum Vorgehen.

Spezial-Photo.

Die Gärung in Mittelasien.

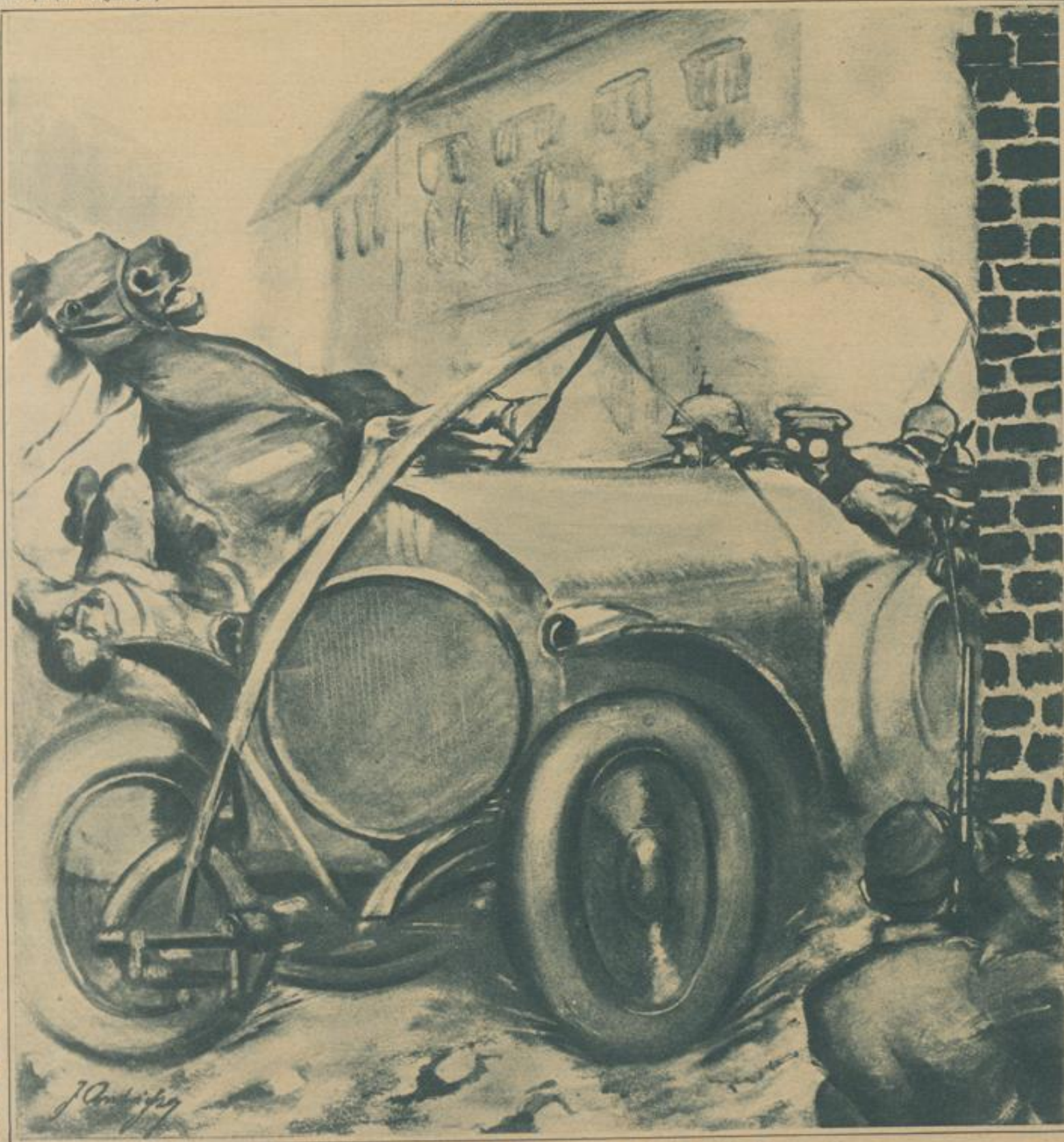
Zwischen den russischen Grenztruppen und den persischen Stämmen ist es verschiedentlich zu Kämpfen gekommen. Die Russen haben in der Nähe von Urmia die Persen geschlagen und ihnen Geschütze und Gefangene abgenommen. Es scheint immer mehr sich die Ueberzeugung in Persien Bahn zu brechen, daß jetzt der Moment gekommen ist, die russische Anwesenheit abzuwickeln und die Russen über die Grenzen zu jagen. Nicht nur einzelne Stämme erheben sich. Der Emir von Afghanistan soll eine Armee von 170 000 Mann mit 135 Geschützen an die Grenze haben marschieren lassen. Indische Grenzstämme hätten sich angeschlossen. Nach einer andern Meldung heißt es wieder, die persische Regierung habe strikte Neutralität erklärt. Die Ereignisse nehmen aber ihren Lauf. Der russische Ministerrat tut nichts, um die Persen zu beschwichtigen. Er hat die Forderung der persischen Regierung, die russischen Truppen aus Persien abzurufen,



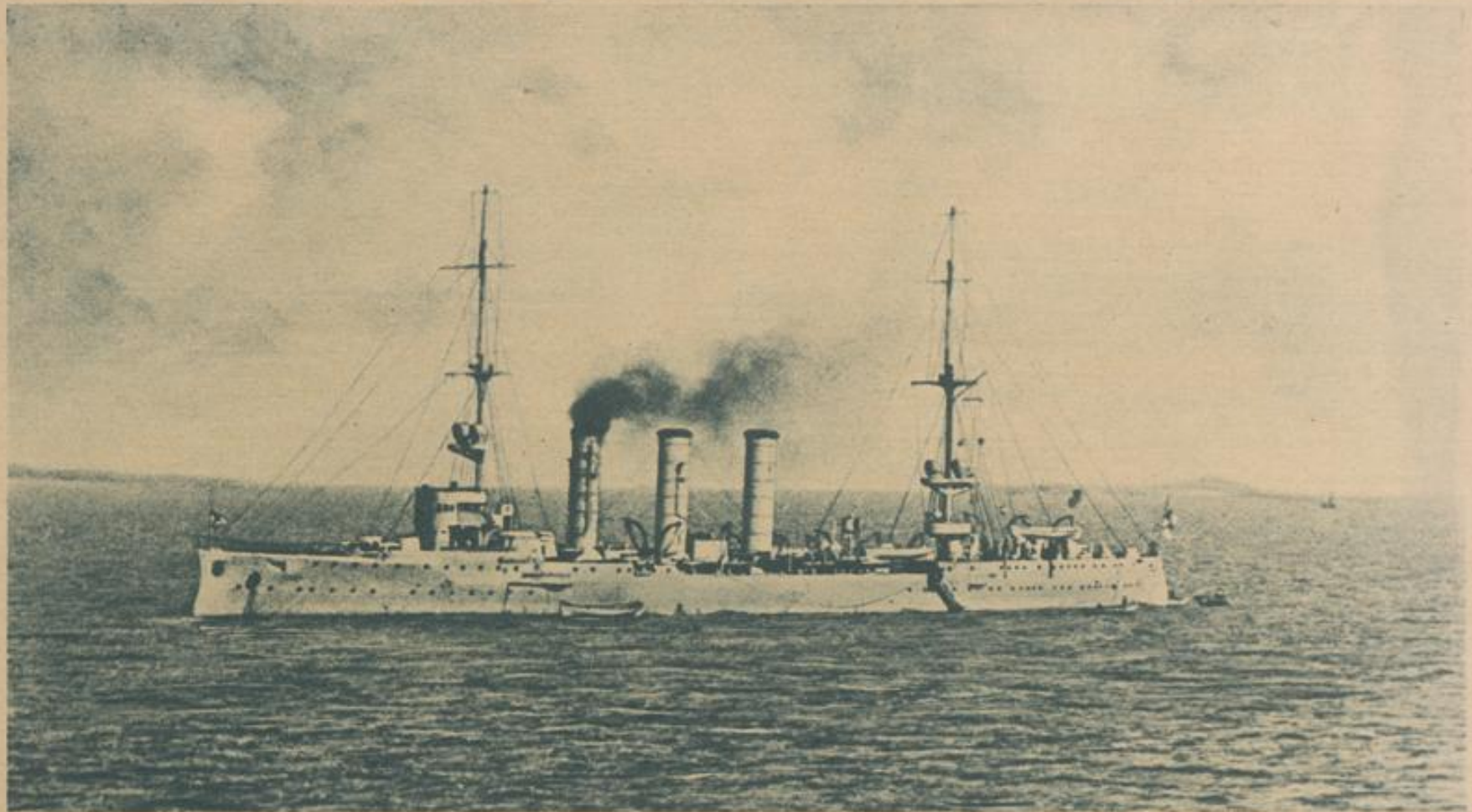
Persische Nomadentypen.

Phot. G. Ulrich.

abgelehnt und damit die persische Neutralität verletzt. Eine aufgefangene Korrespondenz zwischen dem russischen Geschäftsträger und der Petersburger Regierung hat erwiesen, daß Rußland bereits den Befehl zum Vorrücken auf Teheran gegeben hat. Die Bevölkerung Persiens dürfte diesmal im Ziel ihrer Wünsche, das Land von dem russischen Machthaber zu befreien, einig sein. Das will umso mehr heißen, als sonst ständig Zwiste herrschen, die mit den Waffen ausgetragen werden. Der klimatische Charakter des Landes bringt es mit sich, daß ein großer Teil der aus etwa 12 Millionen bestehenden persischen Bevölkerung ein Nomadenleben führt. Diese Stämme haben ihre bestimmten Bezirke und wenn einer über die Grenzen hinausgeht, kommt es zu schweren Kämpfen. Unser Bild zeigt echte persische Nomadentypen. Die Perser sind sehr tapfere Soldaten und wenn einmal die Gärung das ganze Land ergriffen haben wird, dürfte es mit der Russenherrschaft zu Ende sein.

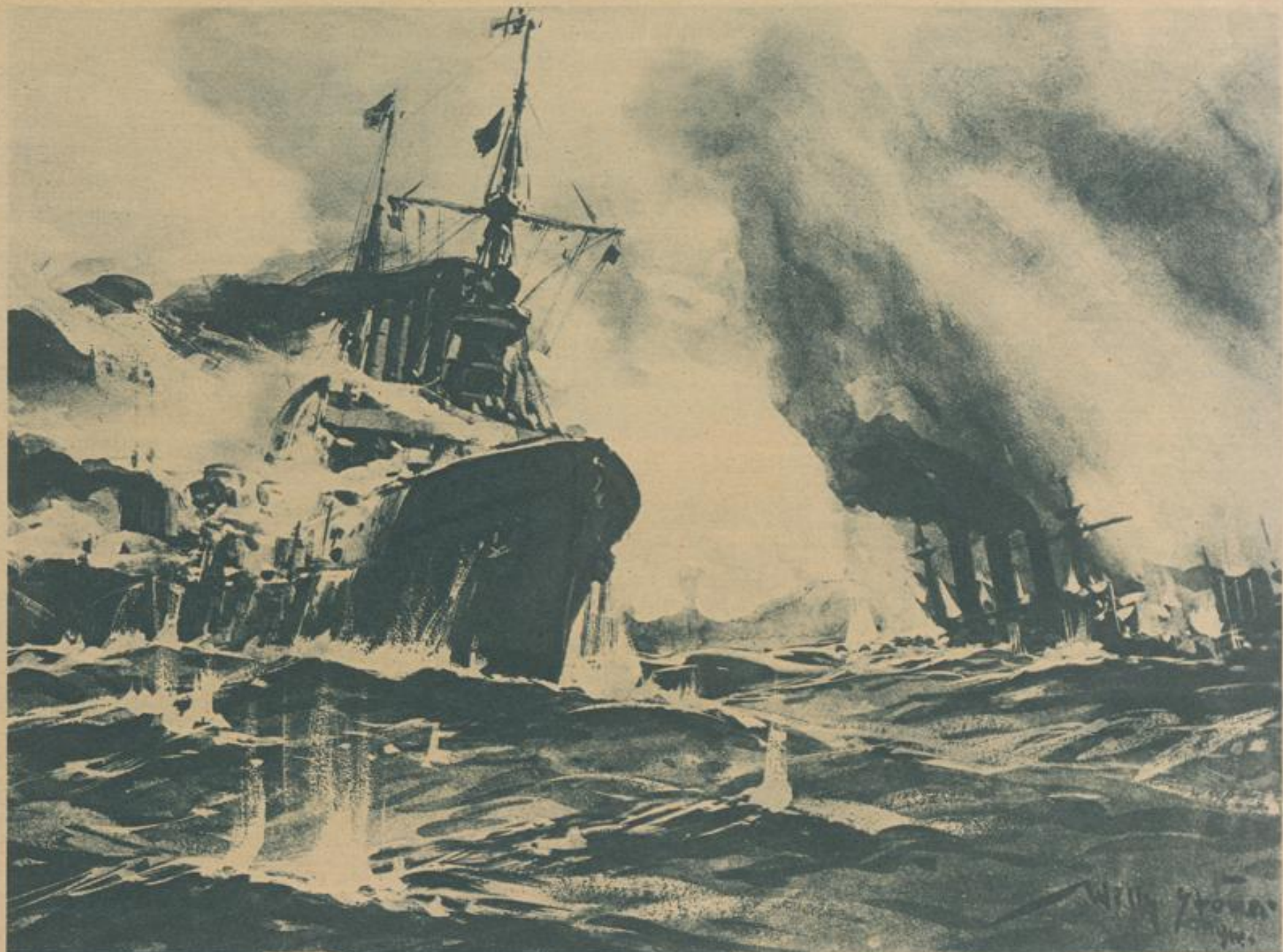


Deutsches Militärauto bei der Durchfahrt durch ein feindliches Dorf.
Nach einem tatsächlichen Vorgang gezeichnet von Andriessen (Köln).



Nutzen v. Prof. Marx (Frankfurt a. M.) auf der See v. England.

Der Heldentod unserer „Emden“.



Die Seeschlacht an der chilenischen Küste: Ein deutscher Kreuzer feuert eine Breitseite ab.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Wille Stöwer.

Der Kirchspielvogt von Schlichtingen

Roman von K. von der Eiden

Nachdruckrecht geschützt durch
Carl Möller u. Co., Berlin W. 15

(12. Fortsetzung.)

Die Tage zuhause verliefen ziemlich trist. Mit den Mädeln war nichts los, und Wulff Jessen war ein Arbeitstier geworden. Mutter und Großmutter hatten nur Sinn für ihre kleinen Sorgen. Er kam diesmal nicht einmal dazu, Weg ein bißchen den Hof zu machen. Die sah von früh bis spät über ihrer Arbeit.

Es war diesmal einfach scheußlich zu Hause.

So betrachtete er die Abreise nach Hamburg fast wie eine Erlösung.

Eines Abends, es fing eben an zu dämmern — Wulff war allein — da pochte es leise an die Tür des Büros. „Tid, tid, tid“. Als ob ein Kinderfinger anklopfte. Als sich dann auf sein „Hörst du?“ die Tür nicht öffnete, ging er selbst. Da stand Weg vor ihm, das Antlitz voll heißer Angst.

„Herr Jessen, ich sein sehr niedrig geschlagen. Lall sein sehr eigentümlich. Ich geh weinen!“ Sie schluchzte.

Dann gehen Sie doch weinen! wollte Wulff sagen. Er fragte aber nur: „Was ist passiert?“

„Ich weiß es nicht. Ich sein voll von Angstlichkeit. Sie sein mit der Herr Rissen, schon viele lange Zeit. Ihre Auge sein voll von Traurigkeit. Ich geh weinen.“

Jetzt ging sie wirklich weinen. Er hörte sie laut schluchzen.

„Albern, kindisch, als ob ein zehnjähriges Kind weint“, dachte er zornig. Sie kam zurück mit roten Augen.

„Wo... ist mein Handtuch?“ Sie meinte ihr Taschentuch.

„Ich weiß es nicht, — lassen Sie mich in Ruhe!“ sagte er so hart und laut, daß sie erschrocken entwich.

Es ließ ihm aber doch keine Ruhe. Er packte seine Sachen zusammen und ging hinaus.

Es war ein windiger Abend. Nach dem Kalender mochte es noch Winter sein. Aber schon ging heimlich der Frühling um. Noch lag hier und da eine Schneeschicht auf den Wiesen, aber darunter grünte es schon. In den Gräben schwammen noch Eiszücker, schmutzgrau mit weißen Rändern. Das Wasser war blank, und zwischen den wolken Dinsen sprokte frisches Grün.

Wo war Lall? Ging sie nicht drüben auf dem Landweg mit Geert Rissen? Sie war ja verlobt, was ging sie ihn an? Das Beste war, er lehrte um. Lall war ja in dem Schutze ihres Bräutigams. Wer war er, daß er sich von einem Kinde wie Weg schiden ließ?

Ein merkwürdiges Brautpaar, die da drüben. Sie gingen nicht Arm in Arm. Bald gingen sie nebeneinander — bald standen sie still. Sie lehrte um — er folgte ihr, stieß sie ihn zurück. Jetzt lehrte sie wirklich um mit raschen Schritten. Er stand noch eine ganze Weile, ehe er ging.

Wulff sah es trotz der Dunkelheit, die hereinbrach, wie ihr Kleid sich im Winde straffte. Es war kein Wetter zum Ausgehen. Aber für das sein ordentliche Spazierengehen war Lall ja nie gewesen.

Wulff blieb an der Begleiterin stehen. Er war noch immer unentschlossen, ob er vorwärts gehen oder um-

kehren sollte. Da sah er Lall näher kommen. Sie ging mit raschen, ungleichen Schritten, Geert Rissen drüben ging viel langsamer.

Jetzt wartete Wulff doch. Aber fast wäre sie an ihm

Rissen seinen Ring zurückgegeben. Jetzt hält mich nichts mehr hier. Die Heimat ist totes Land für mich.“

Ign durchfuhr blitzgleich ein Gedanke. Wenn er sie jetzt in seine Arme nähme und mit ihr davonginge — weit — weit fort übers Meer? Er besaß nicht viel, aber im Auslande war schon mancher durch Fleiß und Energie hochgekommen. Für ein solches Weib konnte ein Mann Unmögliches vollbringen.

Sie sehen mich an, Wulff Jessen, als ob ich irre redete. Nein, es ist Wahrheit. So bin ich. Er will seine Heimat, seine Eltern, alles verlassen, will mit mir auswandern nach Amerika. Ich soll seine Frau werden. Er will arbeiten für mich. Ist das nicht ein Glück, das die Tochter des Buchhändlers ihm auf den Knien danken müßte? Sehen Sie, ich — ich habe es ausge-
schlagen.“

„Lall —“ er vertrat den bitteren Ton in ihrer Stimme nicht — „Sie wollten Ihre Mutter nicht verlassen.“

„Nein — daran habe ich gar nicht gedacht. Es ist die reinste Selbstsucht. Es ist das Grauen vor der ungewissen Zukunft, vor Armut, Entbehrungen, harter Arbeit. Verachten Sie mich doch, Wulff Jessen! Sehen Sie, das ist der Charakter der Hellmanns. Sie suchen nur den Genuß des Lebens, wo Armut und Elend wohnen, machen sie einen Vogen. Auf seinem Hofe hätte ich gern an seiner Seite regiert, hätte Reichtum und Ansehen mit ihm geteilt. Aber in die Armut kann ich ihm nicht folgen. Pfui!“

„Aber liebe Lall, Sie werden auch bei Ihrer Mutter künftig manches entbehren müssen.“

„Ich weiß... Sehen Sie, vor mir waren zwei Wege. Der eine führte in die Weite durch borniges Gestrüpp über Steine und Schmutz, dort ging es hinaus in Regen und Sturm, und der andere —“

der zeigte mir einen elenden Schlupfwinkel. Ich ziehe den Schlupfwinkel vor, wenn auch keine Sonne hineinscheint, wenn auch das Lager hart

ist. So ein armseliges Menschenkind bin ich.“

Sie dämpfte ihre Stimme, und während sie immer weiter ins dunkle Land hineingingen, sprach sie wie für sich: „Wenn er mich bei der Hand gefaßt und gesagt hätte: Komm mit! Ich wäre mit ihm gegangen, wogin er mich führte. Ich hätte mich nicht erst besonnen, denn ich vertraute ihm, und die Ferne mit ihrer Ungewissheit lockte mich. Aber dann erwog er die Einzelheiten. Gewiß, es war nötig zu wissen, was man zurückließ, was man mitnahm, wie man sich einrichtete. Er hatte alles wohl überlegt: die schlechtesten Kleider, die verbotenen Schuhe. Er ist sehr gründlich. Aber für mich paßt das nicht. Mir war es plötzlich, als blühte ich in eine Wiese, aus der ich mich niemals wieder herausretten konnte. Da trat ich zurück. Ich konnte nicht mit ihm gehen.“ Sie schöpfte Lust zu neuen Worten.

„So haben wir gekämpft mit einander mit Worten, die nicht die Liebe, sondern der Verstand uns eingab. Es war ein harter Kampf.“



Schlaf, Kindchen, schlaf!
Der Vater schlägt sich brav
Im Krieg mit den Franzosen rum.
Die „Reihige Bertha“ macht bumm bumm —
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Der Ruff der Hindenburg tral.
Der jagt ihn in das Wasser rein,
Nun löst er wohl das Sengen sein
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Wiegenlied.

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Der Delle steht nur Schaf.
Er räubert in der Welt herum.
Doch diesmal geht sein Sache trumm —
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Es liegt ein weicher Gras.
Der hat uns große Zeppis gebaut,
Da wird der Feind von oben gehaut
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Es macht Gottes Straß.
Der schlägt die harten Feinde weid,
Schützt Vatern und das Deutsche Reich
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Josef Scherel.

JE. RENCK. FRANKFURT.

vorbeigegangen, ohne ihn zu sehen. Sie sah und hörte anscheinend überhaupt nicht. Es sah aus, als wollte sie abbiegen weiter ins Land hinein, wo es schon ganz finster war. Als er ihr den Weg vertrat, schreckte sie auf und sah ihn verstört an.

„Fräulein Lall!“

„Ach ja — Sie. Was wollen Sie?“

„Fräulein Lall, fehlt Ihnen etwas? Sind Sie krank?“

„Nein — weshalb sollte ich krank sein? Was sehen Sie mich an, als hätten Sie eine Wahnsinnige vor sich? Ich bin doch ganz vergnügt. Ich lache sogar. Haha!“

„Lall“, sagte er erschüttert, „es ist etwas vorgefallen. Vertrauen Sie mir doch!“

Sie atmete hoch auf.

„Sie wollen es wissen? Gut. Ich habe mich frei gemacht von einem Jugendtraum. Ich habe Geert

Sie schüttelte sich.

„Aber Sie haben doch gesiegt.“

„Nein, Wulff, es war kein Sieg. Es war ein erbärmlicher Rückzug. Nie wieder werde ich diese Niederlage überwinden. Glauben Sie mir, es hat mich noch niemals ein Mensch so klein gesehen. Ich habe in einer Stunde kalten Blutes die treue Liebe eines Mannes getötet.“

„Lall, Sie sind verzweifelt. Hoffen Sie doch auf die Zukunft. Sie sind noch jung.“

Sie lachte, und ihr Lachen erschütterte ihn noch mehr als ihre Worte.

„Hoffen? Das Hoffen habe ich verlernt in einer bittersten Stunde. Ja, die zuhause, die können hoffen. Die waren nicht dabei und hörten es nicht an, wie alles aufgedeckt wurde. Ich habe es vernommen Wort für Wort, Zahl für Zahl. Ich weiß noch alles — ich habe ein sehr gutes Gedächtnis. In dem kleinen Kontor stand ich, dicht an der Wand, und wenn mich nicht jemand an der Hand festgehalten hätte, ich wäre wahnsinnig geworden, ich hätte es in alle Winde hinausgeschrien, das Entsetzliche.“

„Lall, stützen Sie sich ferner auf diese Hand.“

Sie strich sich die losen Haare unter den Hut.

„Ach — Sie waren es. Ja ja, Sie waren mit immer ein treuer Freund. . . . Erinnern Sie sich noch, als Sie bei uns antraten? Ich wusste sogar Ihren Namen.“

„Ja, ich erinnere mich. Sie trugen ein dunkelgrünes Käppchen.“

„Mein Käppchen! Ach — das waren goldene Zeiten!“

Er führte sie, fast ohne daß sie es merkte, zurück.

„Kommen Sie, Lall, wir wollen nach Hause gehen.“

„Nach Hause? Nach der Vogtei meinen Sie, wo wir noch einige Tage aus Gnade wohnen dürfen.“

Sie wurde ruhiger. Als sie endlich in die Straße einbogen, war sie ganz still geworden.

Im weißen Hause brannte auf der Diele ein arm-seliges Flämmchen. Nuttchen hatte die Lampe heruntergeschraubt, um Petroleum zu sparen. Lall drehte sie hoch.

Wulff verfolgte besorgt ihr Tun. Sie sah prachtvoll aus. Die scharfe Lust und die seelische Erregung gaben ihrem Antlitz einen Ausdruck verhaltener Glut. Ihre Lippen waren dunkelrot. Unter der weißen Haut sah man das rote Blut kommen und gehen. Nein, sie war nicht dazu geschaffen, schlechte Kleider zu tragen und um ein kärgliches Brot zu arbeiten. Wenn ihr Vater gleich Zuchtshausler war wie der seine — sie blieb ihm doch unerreicht hoch und fern.

Lall wandte sich zu ihm.

„Ich will noch etwas packen. Nächste Woche ziehen wir ja.“

Werkwürdig fremd klang ihre Stimme, als ob sie durch ein Sprachrohr zu ihm spräche. Sie nickte ihm zu, aber ihre Augen blickten an ihm vorbei.

So trat sie ins Wohnzimmer, wo bei ihrem Eintritt alle aufblickten. Mit müder Gebärde legte sie einen goldenen Reis auf den Tisch.

„Meine Verlobung mit Geert Rissen ist aufgelöst.“

„Aber warum denn?“ fragte Nuttchen.

„Warum?“ Lall zuckte mit einem bitteren Lächeln die Achseln. Sie ging hinaus, ohne auf die Frage zu antworten.

„Ich verstehe es nicht.“ sagte Nuttchen. „Wo wir bald alles für die Aussteuer zurecht haben! Ich hatte mich so auf die Hochzeit gefreut.“

Nuttchen nahm den Ring, wickelte ihn sorgsam in Papier und verwahrte ihn in einem Schächtelchen.

Meg schlüpfte hinaus. Sie sah Lall in ihrem Zimmer am Fenster stehen, aber sie getraute sich nicht an sie heran. Lall hatte einen Ausdruck in ihrem Gesicht, der sprach: Komm nicht an mich heran.

Zwanzigstes Kapitel.

Hellmanns hatten eine nette Wohnung in der Stadt bekommen in der Krämerstraße. Die Wohnung war wirklich sehr nett. Eine Köchler versicherte es Nuttchen und die wiederholte es ihrer Tochter.

Als die Möbel endlich auf ihrem Platz standen und die Gardinen an den Fenstern hingen, war es fast wie in Schlichtingen. Nur daß die Fenster hier statt auf den weiten Marktplatz auf die ziemlich enge Straße gingen. Ein kleiner Rosenstock war auch an dem Hause, der konnte noch werden.

Die Wohnung war etwas enger. Dafür hatte man es aber sehr bequem. Der Schlachter wohnte gegenüber, nebenan der Bäcker und auf der anderen Seite war ein kleiner Laden mit Band, Zwirn und Wollwaren. Das waren alles sehr nette Leute. Die Milchfrau kam jeden Morgen ins Haus und brachte mit der Milch und Butter zugleich die Neuigkeiten. Sie nahm großen Anteil an dem Geschick der Damen.

Punkt acht Uhr kam die Morgenfrau. Madame nannte sie nur die liebe Frau Höhnke und Nuttchen behauptete, sie wäre eine Perle. Ihr Mann war Kloppe-macher. Die Milchfrau vertraute es Nuttchen an, daß ihr Mann etwas auf dem Kerkholz habe, aber der Frau konnte sie nichts nachsagen, beim besten Willen nicht.

Madame und Nuttchen gewöhnten sich sehr rasch an die Veränderung. Sie kannten das Leben in der Kleinstadt von früher her, und es wurde ihnen bald wieder vertraut.

Auch Meg schien sich hier ganz wohl zu fühlen. Sie besuchte jetzt eine Handelsschule, wo sie Stenographie und Schreibmaschine lernte, und sie war unermüdlich tätig.

Lall folgte ihrem Beispiel, wenngleich mit innerem Widerstreben. Sie fühlte sich in den Stadtmauern unglücklich. Die Stuben erschienen ihr zu klein und dunkel. Die Wände erdrückten sie schier. Sie lief durch die Stuben in die Küche, auf die Diele und von da auf den Hof. Da stand sie vor ein paar hohen Mauern und mit einem Schauer zog sie die Tür wieder zu.

Den Besuch der Handelsschule gab sie schon nach einigen Wochen auf.

„Ich halte es nicht aus“, sagte sie. „Ich denke nur noch in Buchstaben. Sie tanzen mir vor den Augen. Sogar nachts träume ich in Schreibmaschinenschrift.“

„Gibt es denn keine anderen Berufe?“ fragte Nuttchen schüchtern.

„Ich würde keinen, der für mich paßt. Könntest Du mich Dir vorstellen als Verkäuferin oder Nähmamsell? Ich möchte wohl arbeiten und ich könnte es auch. Aber ich müßte ein Arbeitsfeld haben, wo ich herrschen könnte. Ich möchte ein großes Unternehmen leiten, möchte vor vielen Menschen stehen. Ich kann und will nicht ein Glied an einer Kette sein.“

„O, ich weiß etwas für Dich. Du müßtest eine Stellung auf einem großen Gute annehmen.“

„Denkst Du denn, daß mich ein Gutsbesitzer in seinem Hause aufnimmt?“

„Warum nicht? Du bist doch eine gute Erscheinung und hast viel gelernt und Kleider hast Du auch.“

„Ja warum nicht?“ wiederholte Lall mit einem selbst-samen Ausdruck ihres Gesichtes.

Die Mutter und Großmutter lebten still in ihrem engen Kreise dahin und entfernten sich in ihrem Denken und Tun immer weiter von ihrer Tochter.

Sie besorgten die Wirtschaft. Ach, was gab es da nicht alles zu tun! Man war es von jeher gewohnt, alles blickblank zu haben. Die Morgenfrau tat doch nur die groben Arbeiten. Da gab es noch hunderterlei Kleinigkeiten zu tun. Selbst Madame suchte ihre alten Küchenschürzen hervor und polierte mit zitterigen Händen die Rippes auf den blanken Kuchbaummöbeln.

Von Jens Hellmann kamen öfter Briefe. Die Klagen immer sehr stolz und zuversichtlich. Wenn er nur erst frei war, dann wollte er den Leuten schon zeigen, daß man ihn nicht biegen und brechen konnte. Nach solchen Briefen bekam Nuttchen immer neuen Mut. Er erkundigte sich auch nach den Kindern und ließ Meg und Wulff grüßen.

Zweimal in der Woche kamen sie mit Köchlers zusammen: einmal bei ihnen, das andere Mal bei Köchlers. Man spielte Karten und reichte Tee und kleines Bodwerk dazu. Meg war immer dabei. Lall mochte keine Karten leiden.

Sonntags ging man in die Kirche. Ab und zu besuchte Pastor Krüger sie auch mal. Nach und nach fanden sich noch einige alte Freundinnen Madames ein. Mittwochs gingen sie ins Pastorat zum Missionsabend. Dort nähte man grobe Hemden für arme alte Frauen. Dazu gab es eine Tasse Tee, und die Frau Pastor las aus einem guten Romanbuche vor.

So lebten sie sich ein, und wohin sie kamen, begegnete man ihnen mit großer Rücksicht und Teilnahme.

Anders war es mit Lall. Sie war wie eine Gartenblume, die man in einen Topf verpflanzt hat. In dem Treibhaus einer großen Stadt hätte sie sich wohler gefühlt. Die Stadt war zu klein, und sie war eine zu auffallende Erscheinung, als daß sie hier hätte untertauchen können. Wohin sie kam, folgten ihr die Blicke, bestete sich ihr der Klatsch an.

Mit der alten Madame, deren stille Vornehmheit die Herzen rührte, und der netten Frau Vogt, die selbst in die Läden ging und jedermann in ihr Vertrauen zog, fühlte man Teilnahme. Meg in ihrer Einfachheit und Zurückhaltung wurde wenig beachtet, aber die prächtige Mädchengestalt Lalls sah man mit scheelen Augen an. Sie war schön, elegant, stolz; weshalb sollte man sie bedauern?

Lall verstand es nicht, in vertraulicher Freundlichkeit zu den Leuten zu reden. Sie konnte sich auch nicht scheu in eine Ecke drücken und unscheinbar aussehen wie Meg. Das einfachste Kleid stand ihr wie ein Festgewand. Ihre Haltung war die einer Fürstin. Wohin sie kam, stellte sie alle anderen Damen in den Schatten. Das verzog man ihr nicht. Außer Meg, die wie ein treues Hündchen an ihr hing, hatte sie keine Freundin. Sie wurde zu keinem Vergnügen eingeladen.

Manchmal, wenn ihr die Wohnung zu eng ward, daß sie meinte, sie müßte auseinander schlagen, eilte sie hinaus ins Freie. Es waren immer mehrere Straßen zu durchqueren, ehe sie an die Chaussee kam. Hinter sich hörte sie flüstern:

„Das ist die Tochter des Kirchspielsvogts von Schlichtingen. Er sieht. Wie sie sich wieder herausschafft hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Alter deutscher
Cognac

Asbach „Uralt“

Rüdesheim
am Rhein

Tiefdruckpapiere - Kartons

liefert billigst

Jaeger'sche Papierhandlung

C. Götsch & Cie., Frankfurt a. M., Domplatz.

Feldpost-Briefe

Schokolade a. Pfefferminz 85 Pfg.
Schokolade bitter . . . Mk. 1.10

Gebr. de Giorgi
Liebfrauenstraße 3.

**Dokumenten-
Ordner**

unentbehrlich

mit
12 Karton-Taschen 58 x 27 M 5.75
3 Leinen- „ 35 x 24 „ 4.50
12 „ „ 35 x 27 „ 12.—
Die Ordner sind beliebig aus-
dehnbar u. m. lsh. Verz. versehen.
Lieferung gegen Nachnahme
oder Voreinsendung d. Betrages
Wilhelm Büttel, Hofl.
Frankfurt a. M., Coethestr. 25.

**Der
große Krieg**

Eine Chronik von Tag zu Tag
Urkunden, Depeschen
:: und Berichte ::

der
Frankfurter Zeitung,
Frankfurt a. M.
Alle 14 Tage ein Heft.
Preis 40 Pfg.

Heft V ist erschienen
Bestellungen nehmen alle
Postanstalten in Deutsch-
land entgegen.
Preis 80 Pfennig monatlich
für 2 Hefte oder 2.40 Mark
vierteljährlich für 6 Hefte.

Carl Klippel Kaiserstr. 75
nächst Hauptbahnhof.

Besuchskarten Familien-Anzeigen

Briefpapiere Füllfederhalter

Feldpost-Packungen

Kollegbücher

Fernsprecher
Amt Hanfa
540 u. 6540.





Phot. N. Mengendorff, Berlin.
Graf Haefeler vor seiner Dorfwohnung in Apremont
mit den Herren des Stabes der . . . Armee.

Graf Haefeler in der Front.

In einem holländischen Blatte finden wir einen hochinteressanten Bericht, in dem der Bildhauer Arnold Rodberg, gegenwärtig Ordonnanzoffizier des Grafen Haefeler, das Leben des greisen Feldmarschalls in der Front schildert. Generalfeldmarschall Graf Haefeler hat eine Unererschrockenheit, so heißt es da, die erstaunlich ist. Beinahe hat es den Anschein, als wollte der Marschall den Beweis liefern, daß das Geschlecht von 1864/66 und 70/71 an Unererschrockenheit und Todesverachtung wohl erreicht, aber nicht übertroffen werden könne. Es ist wiederholt vorgekommen, daß er zu Pferde Zeuge von Infanterieangriffen war. Während rechts



Phot. Sennett, Berlin.
Der Stab einer Armee im Westen.

und links die Schützenlinien von einer Deckung zur anderen sprangweise und in gebückter Haltung vorgingen und dabei doch noch ziemlich schwere Verluste hatten, blieben der Marschall und seine Begleiter, deren Silhouetten dem Feind aus der Ferne deutlich sichtbar waren, wie durch ein Wunder unversehrt, obwohl die Franzosen mit Maschinengewehren auf sie schossen. Er ist auch an den Laufgräben, in denen die Infanterie tief



Phot. N. Groh, Berlin.
Erste Feldaufnahme des Generaloberst v. Hindenburg.

eingegraben in Deckung liegt, öfters im Schritt entlang geritten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Haltung eines hohen Offiziers bei den Truppen Begeisterung erwecken muß. In der ganzen Front ist es ein allgeheim verbreiteter Aberglaube, der Graf sei kugelfest, wie es die Heere des 17. Jahrhunderts häufig von ihren Führern glaubten. Man könnte beinahe sagen, die Truppen sähen den Grafen als eine Art Talisman an, dessen Anwesenheit allein schon den Erfolg verbürgt.

In den ersten Tagen des Krieges war Graf Haefeler übrigens Gegenstand eines raffinierten Angriffs. Ein Dorf lag mitten in der Gefechtslinie. Rechts und links von dem Dorfe marschierten starke Infanteriekolonnen auf, auf die der Feind mit Geschützen feuerte, während das Dorf selbst nicht im Feuer lag. Graf Haefeler hatte



Phot. N. Groh.
Die neuen Kämpfe im Osten: Deutsche Truppen machen auf einem Eilmarsch kurze Rast in einem russischen Städtchen.

auf der dem Feinde zugekehrten Dorffseite unter einem prächtigen alten Buchbaum im Schatten auf einem Stuhl Platz genommen, den man aus dem nächsten Hause geholt hatte und von da an beobachtete er das Gefecht. Plötzlich bemerkten die Offiziere seiner Umgebung eine Granate, die geradezu auf den Buchbaum zuslog und in 200 Metern Abstand einschlug. Kurz darauf kam ein zweites Geschoss, aber diesmal nur 100 Meter zu kurz. Graf Haefeler, den man hierauf aufmerksam machte, glaubte die Zieländerung einem Zufall zuschreiben zu können. Als nun aber eine dritte Granate in kaum 50 Metern Abstand kreperte, sagte er: „Meine Herren, die übernächste wird den Buchbaum treffen.“ Als nun die nächste ganz in der Nähe einschlug, stand er auf und ging langsam zur Seite. Unmittelbar darauf schlug ein Treffer dicht bei dem Baum ein. Tags darauf stellte sich heraus, daß der Maire der Ortschaft eine Telefonverbindung mit den französischen Linien gehabt hatte. Er gab zu, daß er der feindlichen Artillerie mitgeteilt habe, daß „le château municipal“ unter dem Baume saß.

So wenig Graf Haefeler sich um sich selbst bekümmert, so sehr ist er jedoch auf das Wohlfühlen anderer bedacht. Bei einem der ersten Gefechte wollte der Graf durch ein Dorf reiten, das die Franzosen verlassen hatten und durch das bereits deutsche Schützen hindurchgezogen waren. Vor dem Dorfsingänge machte ihn ein verwundeter Offizier darauf aufmerksam, daß die Dorfbewohner aus Kellern und hinter Fenstern hervor mit Schrot schossen. Der Marschall bedankte sich, ließ sich aber nicht davon zurückhalten, durch das Dorf hindurchzureiten, und wunderbarerweise kam er unbeschossen zu dem anderen Ausgange. Darauf begegnete Graf Haefeler einer von der anderen Seite kommenden Mannenpatrouille. Er ging geradezu auf den führenden jungen Leutnant zu



Die Vergeltung für die Deutschenverfolgung in England.
Die ersten Engländer werden nach Ruheleben gebracht.



Diese Photographie, die ein englischer Offizier gemacht hat — sie stellt offenbar eine Essensverteilung vor — wurde in einer von den Deutschen eroberten Stellung gefunden.

und sagte ihm: „Kamerad, bitte nicht hindurch, sondern um das Dorf herum zu reiten. Der Umweg ist unbedeutend. Die Bewohner des Dorfes schießen und Sie würden in Gefahr geraten.“

Wenn Haefeler nicht die Zeit dazu fehlt, bemüht sich der Graf mit besonderer Sorge und Güte um die Verwundeten. Er hat selbst mehreremale auf dem Schlachtfelde mitten im Feuer dafür gesorgt, daß Schwerverwundete durch Krankenträger abgeholt, verbunden und gelabt wurden. Wenn einmal kein Verbandzeug zur Verfügung war, gaben er und seine Begleiter ihre Taschentücher, und mehreremale hat er seine Offiziere ausgesandt, um ärztliche Hilfe zu holen. Es erregt Bewunderung, wenn man sieht, wie der Marschall trotz seiner beinahe 80 Jahre noch unermüdlich zu Pferde sitzt, wie der jüngste Offizier. An manchen Tagen hat er nicht weniger als 14 Stunden zu Pferde zugebracht. Seine Forderungen sind, was die Verpflegung angeht, so einfach wie möglich. Einmal, als ihm und seinen Offizieren ein allzu zähes Huhn vorgesetzt wurde, sagte er lächelnd: „Meine Herren, ich hätte doch besser getan, dies Hühnchen schon 1870 aufzuheben.“



Wie man die feindlichen Flieger täuscht — schwere Haubitzen aus Tonnen und alten Handwagen.

Leipziger Presse-Büro.



Die Nieuperter Landungsbrücke, die 1½ Kilometer lang ist und 300 Meter in die See hinausführt.

Nach einem Gemälde von Professor Friedrich Ernst Morgenstern, Frankfurt a. M.

Von dem Maler kamte auch das Nieuperter Fährbild in Nr. 46.

SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weiß

(12. Fortsetzung).

„Schon gut,“ lächelte Doktor Hoffmann. „Die Sache ist erledigt, sprechen wir nicht weiter darüber. Der Herr Oberleutnant wird morgen um zehn Uhr vormittags das Geld haben.“

Mary griff, sich erhebend, nach der Hand des Freundes und drückte sie fest.

„Ich danke Ihnen. Ich habe gewußt, daß ich mich nicht vergebens an Sie wenden würde. Und nun, bitte, lieber Doktor, Leo wartet unten — Aber lieber Doktor! Ich bitte, vergessen Sie um Gottes willen nicht: Leo darf unter keinen Umständen wissen, daß die Sachen mit meiner Hilfe geordnet worden sind, sonst ist alles verloren!“

„Ich verstehe, mein Kind, seien Sie unbezorgt!“

Der alte Freund erwiderte den Händedruck warm und wendete sich. Dann fiel die Tür hinter ihm ins Schloß.

Mary sank mit einem Seufzer der Erleichterung in einen Fauteuil. Wenn Doktor Hoffmann die Angelegenheit in die Hand nahm, dann war sie auch geordnet. Darauf konnte sie sich verlassen. Und Zeit gewonnen — alles gewonnen!

Die taghell erleuchteten, mit grünem Reisig und Farnen geschmückten Säle des „Hotel Europe“ füllten die Gäste des Rennballs. Eine tiefgehende Überraschung bot es, als Oberleutnant Baron Walden in Gesellschaft seiner Eltern und der Familie Rodenstein im Saale erschien. Von allen Seiten streckte man ihm die Hände entgegen, und freudig klang das „Servus Walden!“ Mary war ganz stolz, ihn derart im Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit stehen zu sehen.

Den Damen wurden auf der Estrade Plätze angewiesen und dem Oberleutnant ein bequemer, weichgepolsterter Fauteuil hingeshoben. Marys Blicke flogen über die Gesellschaft. Man sah ihr an, daß sie im Innern nicht so ruhig war, als sie zu sein schien. Ihr sonst so blaßes Gesicht war leicht gerötet, aber unter den Augen lagen bläuliche Schatten. Manchmal grub sie ihre Zähne in die Unterlippe.

„Baronin, Sie scheinen jemand zu suchen?“ sagte Walden.

„Ja — das heißt, ich habe vorausgesehen, Hella hier zu finden,“ antwortete Mary. „Ich wundere mich, daß sie noch nicht da ist.“

Hierauf schwiegen beide.

„Ist Doktor Burmser schon hier?“ fragte Mary nach einer Weile.

„Ich seh' ihn nicht,“ antwortete Leg. „Interessiert Sie das so sehr?“

„Wo nur der Franz steckt, möcht' ich wissen!“ wandte sich der alte Baron an seine Tochter. „Den ganzen Nachmittag hab' ich ihn nicht gesehen!“

Ungefähr eine halbe Stunde war vergangen.

Mary machte am Arme des Oberst Walden einen Rundgang durch den Saal und die Anlagen, um Burmser zu finden. Es war vergebens, der Kommissär war nirgends zu entdecken.

Die junge Frau begann unruhig zu werden.

Was hatte das zu bedeuten? Der Kommissär fehlte und Franz auch. Es mußte sich etwas Wichtiges ereignet haben, daß Doktor Burmser so lange ausblieb.

Als Mary an der Seite des Oberst wieder auf die Estrade zuschritt, traten gerade neue Ballgäste ein. Es waren die Erwarteten: Doktor Hoffmann, der Hella am Arme führte, und Doktor Burmser.

„Da sind sie schon!“ rief Mary und bat den Oberst, sie zu den Eintretenden zu führen.

Die Begrüßung war nicht von herzlichster Freude. Hellas Antlitz war bleich. Sie schien noch unter dem Eindruck großer Aufregungen zu stehen. Stumm reichte sie Mary die Hand.

Auch das Gesicht des Advolaten hatte einen ungemein ernsten Ausdruck. Doktor Burmser allein schien nicht verstimmt zu sein. Es lag etwas wie Befriedigung auf seinen Zügen.

„Warum kommt Ihr so spät? Ich habe Euch schon mit Ungeduld erwartet,“ wandte sie sich an Hella.

Die Lippen Hellas zuckten nervös.

„Wir sind — durch — Besuche aufgehalten worden,“ antwortete Hella zögernd.

„Ist etwas geschehen?“

Hella nickte nur stumm.

Das Mädchen beugte sich vor und flüsterte der Freundin zu: „Denk' Dir nur: Hans ist verschwunden! Hans — ist — ein Dieb! Ich kann es gar nicht glauben,

daß er es war, der die schwarzen Perlen genommen, wenn ihn auch Stephan im alten Turm beobachtet hat. Und wenn er jetzt verschwunden ist, mit den Perlen verschwunden ist, so wird sich die Sache schon irgendwie aufklären. Ich bitte Dich, Mary, schone ihn! Denk' an mich und meinen alten Vater, der zeitlebens ein Ehrenmann gewesen ist.“

„Du brauchst gar nicht zu bitten, Kind. Was in meiner Macht steht, wird geschehen. Ich werde dann gleich mit Burmser reden.“

Hella drückte dankbar die Hand der Freundin. Eine Last schien ihr von der Seele genommen zu sein. Nach einer Weile fragte Hella: „Warum trägst Du denn heute die Riviere und Deine schönen schwarzen Perlen nicht?“

Die Baronin blickte die Freundin erstaunt an.

„Du weißt doch, daß sie mir gestohlen wurden!“

„Ja, aber Du hast doch feinerzeit in Paris ein Duplikat davon machen lassen. Das hättest Du doch nehmen können,“ bemerkte hierauf Hella.

Die Baronin errötete.

„Ja, weißt Du,“ sagte sie stockend, „das Duplikat habe ich nach Paris zurückgeschickt. Aller Glanz der Steine war erloschen und auch die Perlen schimmerten nicht mehr. Es muß beigeleitet werden.“

Mary stand rasch auf.

„Jetzt muß ich,“ sagte sie, „Hoffmann aufsuchen. Ich habe eine wichtige Angelegenheit mit ihm zu erledigen.“



**Steckenpferd-
Seife**

die beste Milchwäsche-
Seife

für zarte weiße Haut
und blendend schönen Teint!

Stück 50 Pf.

Überall zu haben.

Der alte Advokat sah zwischen den beiden Jugendfreunden und plauderte. Mary trat zu den drei alten Herren.

Doktor Hoffmann sprang auf und wollte ihr seinen Platz anbieten.

„Nein, ich danke Ihnen, lieber Doktor! Ich bin gekommen, um Sie den beiden Herren zu entführen.“

Von Ihnen entführt zu werden, Baronin, ist mir gewiß nur ein Vergnügen! lächelte der alte Herr und bot der jungen Frau den Arm.

In einem der Seitenzimmer setzten sie sich an einen einsamen Tisch.

„Vor allem, lieber Doktor, was ist mit Leo?“ fragte Mary hastig.

„Ganz Genaues kann ich Ihnen noch nicht sagen,“ antwortete der Advokat. „Die Bettschulden betragen 16 000 Kronen. Diesen Betrag wird der Herr Oberleutnant morgen von mir erhalten. Ich fahre mit dem ersten Zug nach Wien, behebe den Betrag und bringe ihn im Laufe des Vormittags selbst heraus.“

Mary ergriff die Hand des Anwalts.

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Und nochmals, ich übernehme die volle Garantie!“

„Gut, gut,“ lächelte Doktor Hoffmann. „Aber mit der Begleichung der Bettschulden ist eigentlich nichts getan!“

„O, doch!“ fiel ihm Mary ins Wort. „Die größte Gefahr ist beseitigt!“

„Ja, ja, ich weiß: Spielschulden — Ehrenscheiden! Man muß auch etwas weiter denken. Mit sechzehntausend Kronen konnte ich dem Herrn Oberleutnant ausbilden. Aber die achtzigtausend oder hunderttausend Kronen, die der Herr Oberleutnant noch braucht, um flott zu werden, für die kann ich, so sehr ich es bedauere, nicht aufkommen.“

„Ja, lieber Freund, davon kann keine Rede sein. Das könnten wir ohnedies unter keinen Umständen annehmen. Darum handelt es sich auch im Augenblick noch nicht. Sagen Sie, wenn wir aber schon davon sprechen, wann müßte Leo diese achtzigtausend Kronen haben?“

„Bis längstens 1. September. Also in ungefähr drei Wochen.“

Mary überlegte einen Augenblick, dann sagte sie in bestimmtem Tone:

„Herr Doktor, bitte, wenn Sie morgen mit dem Herrn Oberleutnant sprechen, teilen Sie ihm mit, daß er bestimmt auf den Betrag rechnen kann.“

Doktor Hoffmann blickte überrascht auf.

„Das soll ich dem Oberleutnant sagen?“ fragte er. „Verzeihen Sie, mein Kind, aber ein Mann wie ich kann keine Versicherungen geben, ohne die Gewähr, sie auch halten zu können.“

„Ich sagte schon: Leo wird den Betrag haben — von wem?“

„Sie werden ihm das Geld überreichen.“

„Baronin, es tut mir leid, aber ich sagte schon, über derartige Summen kann ich nicht verfügen.“

„Nicht von Ihrem Gelde, ich werde Ihnen die Summe zur Verfügung stellen. Nur muß Leo glauben, daß es das Geld ist, daß Sie zu seinem Arrangement aufgetrieben haben,“ erklärte sie.

„Verzeihen Sie vielmals, Baronin, als alter Freund Ihres Hauses darf ich mir ja ein Wort gestatten. Ich kenne Ihre Verhältnisse genau. Woher wollen Sie plötzlich eine so hohe Summe nehmen?“

„Lassen Sie das nur meine Sorge sein, Doktor!“

„Nein, Baronin, das darf ich nicht! Sie sind unerfahren in Geschäftssachen, Sie werden sich da in Dinge einlassen, deren Tragweite Sie nicht beurteilen können.“

„Verbrechen Sie sich nicht den Kopf, Doktor. Ein Kind bin ich ja doch nicht mehr, wenn ich mich auch in Geldgeschäften nicht auskenne.“

„Baronin, ich bitte Sie, es ist wahrhaftig nicht zu dringlich, aber —“

„Also, um Sie zu beruhigen und wenn Sie es durchaus wissen wollen, lieber Doktor, ich habe mich einer Freundin eröffnet, einer Frau, der ich volles Vertrauen schenken darf. Ich habe ihr die Situation genau geschildert, und sie ist bereit, mir das Geld vorzustrecken.“

„Baronin,“ bemerkte der Anwalt, „ich verstehe als Mensch Ihre Situation vollständig. Es liegt mir fern —“

„Gott, nur nicht so viel Worte, lieber Doktor!“ warf Mary nervös ein. „Denken Sie sich doch in die Lage einer Frau hinein. Es gilt die Existenz des Mannes, den ich liebe, es gilt mein eigenes Lebensglück! Da werde ich doch nicht nachdenken, ob ich das mit tausend Kronen mehr oder tausend Kronen weniger vermag!“

Der Anwalt schwieg einen Augenblick. Er schien nachzudenken. Dann hob er den Kopf und blickte Mary prüfend an.

„Baronin, ich habe Sie gewarnt! Was kann ich also dem Herrn Oberleutnant zusagen? Bis zu welchem Betrag darf ich mich ihm gegenüber verpflichten?“

„Sie können dem Herrn Oberleutnant zusagen, daß er bis ersten September jenen Betrag von Ihnen erhält, der zu seiner völligen Rangierung notwendig ist. Natürlich, lieber Doktor, verbürgen Sie mir volle Disposition Leo gegenüber.“

Doktor Hoffmann blickte mit unendlichem Wohlwollen auf die junge Frau und schüttelte den Kopf.

„Nein, liebe Baronin, ich kann nicht,“ rief er. „Baronin, Sie kennen meine treue Ergebenheit für Ihr Haus, Sie wissen, welche herzliche Gefühle ich für Sie hege. Ich bitte Sie, lassen Sie sich in keine Geldgeschäfte ein! Sie wissen nicht, wie gewissenlos Sie ausgebeutet werden würden! Sie ahnen nicht, was es heißt, in der Hand eines fremden Menschen zu sein! Und was für eine Art Menschen das meistens zu sein pflegen!“

„Nun, nun, so arg wird das doch nicht sein!“ meinte Mary.

„Sie haben keine Ahnung, Baronin! Der Oberleutnant hat da einen Hauptgläubiger namens Silberstein —“

„Moritz Silberstein?“ fragte Mary betroffen.

„Ja, kennen Sie ihn denn?“

„Nein,“ antwortete die Baronin zögernd, „nur sein Name wurde mir dieser Tage genannt.“

„Lassen Sie sich mit dem ja nicht ein! Das ist einer der Gefährlichsten!“

Mary drückte die Hand des Anwalts und antwortete:

„Ich danke Ihnen, lieber Freund, aber lassen wir das! Mir droht keine Gefahr. Meine Freundin wird keine so hartnäckige Gläubigerin sein.“

XIII.

Am Tage nach dieser Unterredung trat Mary um zehn Uhr vormittags in die Kanzlei ihres Rechtsfreundes mit der Frage, wie die Angelegenheit Leos stehe.

Doktor Hoffmann entnahm der Kasse ein großes Kuvert und sagte: „Sehen Sie, Baronin, das habe ich heute früh hergerichtet. Einer meiner Angestellten fährt in einer halben Stunde nach Rodenstein hinaus.“

Mary faßte seine Hand mit herzlichem Druck.

„Ich danke Ihnen!“ sagte sie innig.

„Sie haben mir nicht zu danken, Baronin, es ist ein glattes einfaches Geschäft.“

„Gott, gebrauchen Sie nicht immer diesen Ausdruck! Das kann ich gar nicht anhören, ich, die Sie so genau kennt und weiß, wie vornehm Sie denken!“

Der alte Herr lächelte. Er wollte die Kasse wieder zusperrten, als Mary sagte:

„Richtig, weil Sie gerade bei der Kasse sind, lieber Doktor, bitte, geben Sie mir das Paket, das ich Ihnen vor einigen Tagen zur Aufbewahrung hier ließ.“

Doktor Hoffmann sperrte ein zweites Fach auf und reichte der Baronin das Paket.

„Hat Ihnen Leo schon die Aufstellung geschickt?“ fragte dann Mary.

„Noch nicht, aber ich hoffe, daß sie mein Sollicitator von Rodenstein mitbringen wird. Wenigstens habe ich es mit Baron Walden so vereinbart. Sobald ich einen Ueberblick gewonnen und mich mit dem Hauptgläubiger, mit dem alten Silberstein ins Einvernehmen gesetzt habe, werde ich Sie verständigen.“

„Silberstein ist sein Hauptgläubiger?“

„Ja.“

Mary verabschiedete sich. Sie ging dem Graben zu, bog in die Röntnerstraße ein und sah nach der Uhr. Unschlüssig blieb sie einen Augenblick stehen. Dann hielt sie einen Wagen an, der vorbeifuhr.

Mary rief dem Kutscher die Adresse, Kleine Dammgasse 76 zu, befahl, das Dach aufzuschlagen, und stieg ein.

Der Kutscher fauste die Rotenturmstraße hinaus.

Die Kleine Dammgasse lag am Ende der Brigittenau, fast schon an der Grenze von Florisdorf.

Als Mary dem Wagen entstieg, gab sie dem Kutscher den Auftrag, zu warten, und verschwand rasch im Hausflur.

Im ersten Stock entdeckte sie eine schmutzige, kleine Tafel, auf der halbverwischt der Name Silberstein zu lesen war.

Run klopfte sie an.

Ein alter Mann mit silberweißem Bart öffnete die Tür und sagte: „Meine Gnädige, bitte einzutreten!“

Mit einer Unterwürfigkeit, die Mary ein gewisses Unbehagen einflößte, rief der alte Mann eine zweite Tür auf und ließ die Baronin in ein Zimmer treten, das ein Mittelstück zwischen Arbeitszimmer, Bureau und Wohnzimmer war.

Silberstein schob Mary einen alten, zerklüfteten Lehnstuhl hin und forderte sie auf, Platz zu nehmen, was sie mit leichtem Widerwillen tat.

„Gnädige Frau, Sie sind wohl die Dame, die mir vor acht Tagen geschrieben hat?“

„Ja, die bin ich,“ antwortete die Baronin.

„Es handelt sich, wie mir angedeutet wurde, um ein Geldgeschäft, um ein größeres?“

„Ja, ich glaube, daß Sie über den Zweck meines Besuchs bereits vollständig im Klaren sind?“

„Ja, meine Gnädige. Aber heutzutage ist es so schwer, Geschäfte zu machen. Das Leben ist teuer geworden und jeden Augenblick verliert man große Posten.“

„Bei mir werden Sie nichts verlieren. Und Ihr Schaden wird es gewiß auch nicht sein!“

„Um welche Summe handelt es sich denn?“ fragte Silberstein.

„Ich brauche so fünfzig- bis sechzigtausend Kronen.“

Der Alte schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Fünfzig- bis sechzigtausend Kronen? Und da kommen Sie zu mir? Ja, glauben Sie, ich bin ein Millionär?“

„Ich bitte, wandte Mary ein, kommen wir zur Sache, die Zeit drängt! Ich brauche diese Summe und biete Ihnen dafür als Garantie —“

In diesem Augenblick wurde an die Tür geklopft.

Der Alte stand ärgert auf. Er öffnete die Tür nur bis auf einen kleinen Spalt und tauschte flüsternd einige Worte aus.

Mary verstand nichts davon.

Nach einer Weile kam Silberstein wieder zurück und sagte: „Gnädige Frau, ich bitte, ich habe jetzt eine dringende Besorgung. Könnten Sie mir nicht einwillen alles hier lassen? Schließlich muß ich ja auch alles genau prüfen, bevor ich einen Entschluß fasse. Sie können mir vollständig vertrauen!“

Die Baronin schien unentschlossen und dachte einen Augenblick nach. Sehr vertrauenswürdig schien ihr der Alte nicht zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Blitzlicht-Photographie

mit „Agfa“-Blitzlichtartikeln ein gefahrloses Vergnügen!



Winzige Rauchbildung. Schnellstes Abbrennen. Daher keine kalkigen, sondern lebenswahre Gesichter. Keine geschlossenen Augen. Keine explosiven Bestandteile. Keine Beschädigung empfindlicher Innen-Ausstattungen etc.

„Agfa“-Blitzlicht
-Blitzlampe oder
-Blitztabelle

„Agfa“-Kapselblitze
Durch Photohändler.

„Agfa“-Blitzlicht-Literatur Gratis

durch

„Agfa“, Actien-Gesellschaft für Anilinfabrikation, Berlin S.O. 36





Sanitätskolonne hinter der Front.



Franzosen, Belgier, Engländer, Inder, Zuvaren, Turkos in einem deutschen Lazarett, wo es ihnen offenbar sehr gut geht.



Phot. Gebr. Hordel.

Artillerie in Deckung.

Das Leben in den Schützengräben.



Phot. Gebr. Hordel.

Vorfall mit Schreibstisch.

Daß eine gut durchwärmte Stube im Winter ein angenehmer Aufenthalt ist als das in einem Raum befindliche Wohn-, Schlaf- und Esszimmer unserer braven Soldaten, wird niemand bestreiten, daß aber die meisten der Höhlenwohnungen gar nicht so uneben sind und fidele „Mieter“ haben, darf ohne weiteres behauptet werden. Mancher wird erstaunt sein, wenn man ihm erzählt, daß die unterirdischen Wohnungen, durch deren Tür man allerdings kriechen muß, über mannhoch sind. Man kann sich bequem darin reden. Der Boden ist meist mit Stroh belegt und darüber sind Decken gebreitet, aus Sehm sind Sitze geknetet und ebenfalls mit Stroh und Decken belegt. Da etwa 12 Mann in einem solchen Raum schlafen, herrscht dort auch nachts eine angenehme Temperatur. Oberlicht erhalten die Erdvillen hier und da durch Scheiben, die in die Decke eingelassen sind. Natürlich ist an eine ungeforderte Nachtruhe nicht immer zu denken;

auch die feindlichen Granaten haben keinen großen Respekt vor diesen Behausungen. Gewöhnlich werden die Wohnhöhlen daher abseits von dem Gefechtsfeld angelegt. Auch sind sie nicht immer so komfortabel angelegt, wie es eben geschildert wurde. Die Truppen, die ständig ihren Standort wechseln müssen, sind schlimmer daran, sie müssen oft regnerische und kalte Nächte an wenig geschützten Stellen zubringen. Einzelne wachen, die anderen schlafen so gut wie möglich, bis die Reihe an sie kommt, zu wachen. Daß trotz der vielen Unbilden die Stimmung unter unseren Truppen ausgezeichnet ist, ist nur ein Zeichen dafür, wie sehr ihnen allen die gerechte deutsche Sache am Herzen liegt und wie selbstverständlich es einem jedem ist, daß wir siegen. Jeder



Phot. Hohlwein u. Sieck, Berlin.

Die Höhlenbewohner.

Erfolg weckt Stürme der Begeisterung. Die Braven da draußen wissen ja am besten, wie es vorwärts geht, sie erleben es Tag für Tag und sind ungeborenen Mutes, was man von unseren Gegnern, die einen Verzweiflungskampf kämpfen, nicht mehr sagen kann, denn sie fühlen, daß sie Punkt um Punkt verlieren. Darum ist auch ihr Haß so groß, und darum verbreiten sie die unglaublichsten Dinge über uns. Sie fangen eben bereits an, den Kopf zu verlieren. Wir aber werden durchhalten ruhigen Blutes bis zum endgültigen Siege, der unser sein wird und muß.



Phot. Gebrüder Hordel.

Das Feldtelefon, das vom vordersten Schützengraben die Schloßresultate der Artillerie den Geschützständen mitteilt.

Ankunft der Diakonissinnen von Königsberg i. P. in Basel

den 21. Oktober 1914 nach vierwöchentlicher französischer Gefangenschaft.



Herzlichster Empfang durch schweizer. Offiziere,
Deutsches Konsulat sowie Bevölkerung von Basel,
und beste Verpflegung im Hotel Jura daselbst.

Oberst Büel Major Vischer
Platzkommandant.

Die Königsberger Diakonissinnen.

Hptm. Dr. Hägler
Arzt des Platzkommandos.

Haus und Küche.

Nachhafte fleischlose Gerichte.

Sauerkrautspieß. Ein Pfund mit Fett und Zwiebel kurz eingekochtes Sauerkraut und zwei Pfund zu dickem Kartoffelmus verrührte, frischgekochte Kartoffeln, werden abwechselnd in eine vorbereitete Form gefüllt, so daß oben und unten sich eine Lage Kartoffelmus befindet, dann mit Butterflöckchen belegt und braun gebacken. Man richtet die Speise gestürzt, mit hellbraun gebratenen Zwiebelringen bestreut, an.

Grünlerwürstchen und Möhrengemüse. Zwei Tassen Schrot von Grünern, am Abend zuvor eingeweicht, läßt man mit Salzwasser bis ausquellen. Dann gibt man ein

ganzes Ei, eine in Butter gedünstete große Zwiebel, etwas Pfeffer, Petersilie und Thymian und Mayonaise nach Geschmack dazu, fügt zum Binden der Masse etwas geriebene Semmel bei, rollt fingerlange Würstchen davon und bratet sie in Butter hellbraun.

Kartoffelknödeln mit Russauce. Einen Teller voll gekochte, geriebene Kartoffeln, eine Tasse voll trockenen, weißen Käse, ein ganzes Ei, etwas geriebene Mandeln, Zitronenschale und Zimt, sowie geriebene Semmel mischt man zusammen, rollt Würstchen, bäckt sie in heißem Fett hellbraun und reicht sie mit sämiger Russauce.

Weiße Bohnen mit Graupen. Zwei Tassen Bohnen weicht man am Abend zuvor in Wasser ein. Am anderen Tage setzt man sie mit Wasser und Suppenwurzel aufs Feuer und läßt sie langsam mit dem nötigen Salz weichkochen. Inzwischen hat man eine Tasse Graupen mit einer

Zwiebel und etwas Fett oder Butter unter öfterem Anrühren von Wasser halbgut gekocht, gibt dann beides zusammen, läßt es fertig dünsten und würzt es mit Würstchen und gewiegter Petersilie.

Schmor Kohl mit Maronen. Den feingehobelten Kohlkopf läßt man einige Stunden ein, gibt dann kochenden Essig, beizen, ausgebratenen Speck, in dem man eine Zwiebel geröstet, und eine Tasse voll säuerliche, in Scheiben geschnittene Äpfel, sowie eine Tasse Wasser dazu. Nun läßt man ihn langsam weich dünsten, gibt eine halbe Stunde vor dem Anrichten eine geriebene, rohe Kartoffel zum Zämhwerden daran und umlegt ihn mit Maronen, die man nach dem Abkühlen in Butter röstet. Mit Salzkartoffeln gibt diese Speise ein nahrhaftes, sättigendes Gericht.

.. ..

Praktische Liebesgaben.



Nr. 2784.



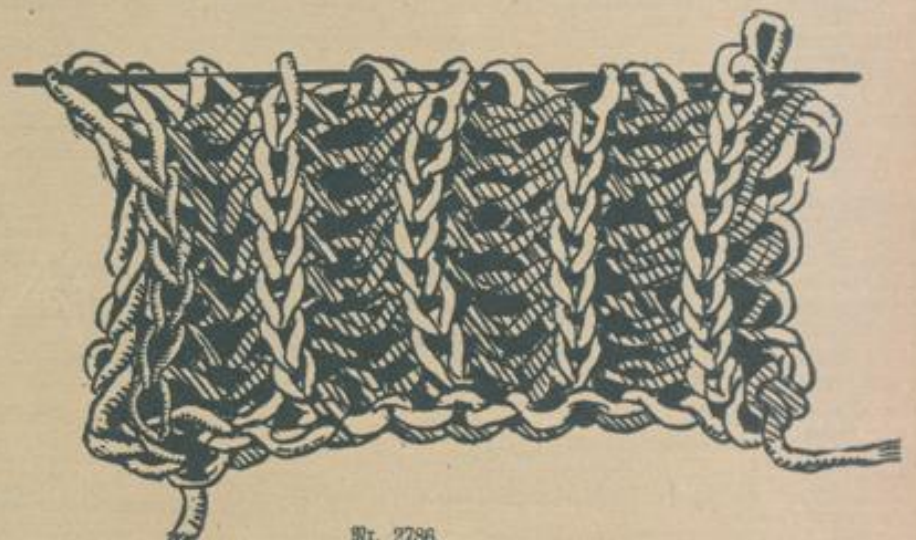
Nr. 2785.

beiden Abnahmen am Ende und Anfang der Nadel sollen stets vier Maschen Zwischenraum bleiben. Man strickt so weit, bis eine Öffnung von 8 bis 10 cm Breite bleibt. Man dreht nun die Arbeit um und strickt die aufeinanderliegenden Maschen zusammen ab.

Nr. 2785. Fußwärmer in Stridarbeit. Ob gesund oder verwundet, die Fußwärmer tun überall gute Dienste und sind deshalb überall beliebt. Die Arbeit beginnt man an der Ferse mit einem Aufschlag von 26 Maschen und strickt, hin- und hergehend, 30 glatte Nadeln; man arbeitet ebenfalls glatt weiter, strickt jedoch in den folgenden Nadeln die zwei letzten Maschen ab, bis man noch 12 Maschen auf der Nadel hat. Man faßt nun wie zu

Nr. 2784. **Schuhhaube in Stridarbeit.** Für die praktische Haube arbeitet man mit vierfach gedrehter Schafwolle. Man beginnt unten mit einem Aufschlag, dessen Breite 30 cm beträgt und strickt für den 11 cm hohen ein 22 cm langes, glattes Stück; hierauf faßt man die Aufschlagmaschen auf, legt das Stück um und strickt die Maschen zusammen ab. Für die nun beginnende Haube strickt man zunächst noch 4 cm in der Runde und legt dann die Öffnung an, für die ein 5 cm breites Stück abgeleitet wird. Von hier ab wird hin- und hergehend gestrickt, wobei an jedem Anfang und Ende ein bis zwei Maschen abgenommen werden, bis der Schluß, der nach oben weiter werden muß, eine Breite von 18 bis 20 cm erhält. Für den Kopfteil müssen die unten abgenommenen Maschen wieder mit neuem Faden aufgeschlagen werden, um wieder in der Rundung arbeiten zu können. Für den Stirnteil strickt man ein 8 bis 10 cm hohes Stück, worauf man in jeder dritten Runde, wie bei einem Strumpf, vier Maschen abnimmt. Man nimmt das Abnehmen am besten am Ende der ersten und dritten Nadel und am Anfang der zweiten und vierten Nadel vor. Zwischen den

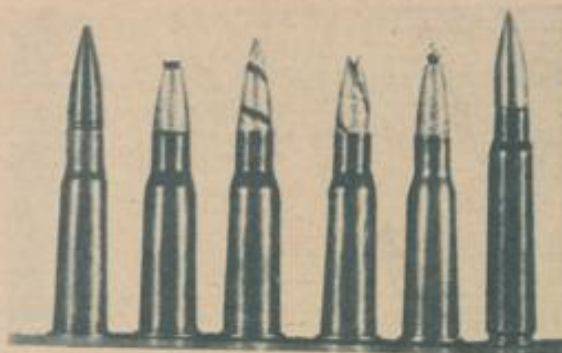
einer Ferse an jeder Seite 24 Maschen auf, wodurch man 61 Maschen auf der Nadel erhält. Mit diesen Maschen strickt man 72 Nadeln, wobei die Randmaschen als Kettenmaschen zu stricken sind. In den folgenden 12 Nadeln nimmt man an jeder Nadel je eine Masche auf und strickt in der Runde abwechselnd einen glatten und verkehrten Gang. Durch die Nadeln laufen vier Maschen, die als Ränder verkehrt gestrickt und die zwei rechts und links liegenden Maschen glatt abgestrickt werden. Hat man 44 Runden gestrickt, nimmt man zur Bildung der Fußspitze in jeder zweiten Runde 4 Maschen ab, wobei man auf der ersten und dritten Nadel die beiden vorderen, auf der zweiten und vierten Nadel die beiden letzten Maschen zusammenstrickt. Sind noch 40 Maschen vor-



Nr. 2786.

banden, strickt man auf der Rehrseite je zwei und zwei Maschen zusammen und vernäht den Faden. Es ist ratsam, die Rundung mit leichten Maschen zu umhüllen.

Nr. 2786. Zur Potensiderei gebraucht man eine gerade Maschenzahl (zu einem Schal 60 Maschen). Die erste Nadel wird rechts abgestrickt. Danach ist stets die erste Masche fest, die zweite links mit Umschlag abzuheben, die dritte Masche wird rechts abgestrickt; die nächste ist wieder mit losem Faden links abzuhängen. In der nächsten und allen folgenden Nadeln werden die abgehobenen Maschen nebst Aufschlag stets zusammengestrickt, während die gestrickte Masche mit Aufschlag links abgehoben wird.



Dum-Dum.

Wenn wir von Dum-Dum-Geschossen, die bei den Engländern oder Franzosen gefunden werden, hören, so ist uns das nichts neues mehr.

Wir wissen aber jetzt, daß System in der Verwendung solcher Geschosse liegt. Die Geschosse auf Abbildung 1 wurden fertig verpackt — in französischer Schützengräben gefunden. Nicht nur die Spitzen hat man diesen Patronen abgebrochen, sondern sie „kunstfertig“ mit Spiralen versehen, ihnen scharfe Kanten gegeben und überhaupt alles getan, um die Verletzungen so grausam wie möglich zu machen. Um das zu vertuschen, verfälscht man in Frankreich auf die unglaublichsten Mittel: Der „Matin“ bildet die deformierten Geschosse (Bild 2) aus dem Katalog der Mausergewehr-Fabrik ab und behauptet, das wäre der beste Beweis, daß auch wir Dum-Dum-Geschosse verwendeten. Er verschweigt dabei in frecher Weise, daß es sich in dem Katalog nur um Geschosse zur Jagd handelt, außerdem malt er dreist und gottesfürchtig der langen Patrone einen Einschnitt an, der wie die tatsächliche Abbildung aus dem Katalog (Bild 3) zeigt, gar nicht vorhanden war.

Die Engländer stehen ihren französischen Freunden nicht nach. Wir haben den Besuch eines aus Lille zurückkehrenden Hauptmanns der Reserve erhalten, der uns über die Tatsache, daß englische Truppen mit Dum-Dum-Geschossen schießen, in beweiskräftiger Weise zu berichten wußte. Unser Gewährsmann erzählte, daß deutsche Truppen in verlassenem englischen Schützengräben oft Tausende von Patronenspitzen fanden; obgleich man sofort eine gemeine Tücke witterte, fand man nicht so bald eine Erklärung dieser Erscheinung. Das Geheimnis wurde erst gelüftet, als englische Gewehre einer genauen Prüfung unterworfen wurden. Da fand man an der rechten Seite des Gewehrkolbens eine sehr einfache, aber durchaus zweckdienliche Vorrichtung, um die Spitzen der Patronen abzubreaken. In die scharfgefeilte Öffnung paßt jedes Geschos mühelos hinein. Um den Gentlemen die Arbeit zu erleichtern, hat man besondere



Abbildungen der verschiedenen Geschossarten.



Die Erstürmung von St. Laurent

(Vorort von Arras).



Die Kirche von St. Laurent, die von den Franzosen beschossen wurde, als unsere Truppen das Dorf erstürmt hatten.



Ein Haus in Laurent, das vor der Erstürmung von einer Granate getroffen wurde.

Patronen zu dieser verurteilten Umwandlung in Dum-Dum-Geschosse hergestellt. Neuerlich weisen sie keinen merkbaren Unterschied auf, außer daß sich beim Zündhütchen ein seltsames, an den gewöhnlichen Patronen nicht vorhandenes V-Zeichen vorfindet. Die angestellten Versuche ergaben aber die überraschende Tatsache, wie leicht die Spitzen abgeknippt werden konnten; ferner, daß sich die Bruchstelle stets an der nämlichen Stelle befand und die beiden Bruchflächen glatt und blig waren. Der Bleikörper der Patronen besteht demnach aus zwei, leise zusammengefügte Teile, und es gilt, um die gewollte Trennung, d. h. die Umwandlung aus dem spitzen in ein stumpfes Geschos durchzuführen, nur den dünnen Ridelmantel zu knicken.

Da der Mantel sich nicht glatt abbrechen läßt und seine Ränder gewöhnlich eine leichte Zackung erhalten, wird die zerfetzende Wirkung des Geschosses noch erhöht.

Die Engländer, die sich dieser neuen Infamie schuldig machen, dachten wohl kaum, daß man so bald hinter ihren Kniff kommen würde, der sich zu bewähren hatte, im Falle solche Patronen in die Hände der Deutschen fielen. Den englischen Soldaten war eingeschärft worden, sich in den Schützengräben nur so viel Vorrat von diesen idealen Dum-Dum-Patronen herzustellen, als notwendig war, und ja keine dem Feind in die Hände fielen.

Der Offizier hatte sich zur Erhärtung des Gesagten die Mühe genommen, uns solche Geschosse vorzuweisen um an einem mitgebrachten englischen Gewehr die Herstellung zu zeigen. Sache der Behörden wird es nun sein, die nötigen amtlichen Feststellungen zu machen. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß Dum-Dum-Geschosse überall dort verwendet werden, wo Engländer stehen, so ist er unabweislich durch die Feststellung der sich in letzter Zeit häufenden gräßlichen Verwundungen erbracht.

:: ::

II. Jahrgang.
No. 48

18. Kriegsnummer

29. November 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main



Ulanen = Attacke.

Von unserem Spezialzeichner im Felde O. Weil.

Umfang: 16 Seiten.

Die Kämpfe um Flandern.



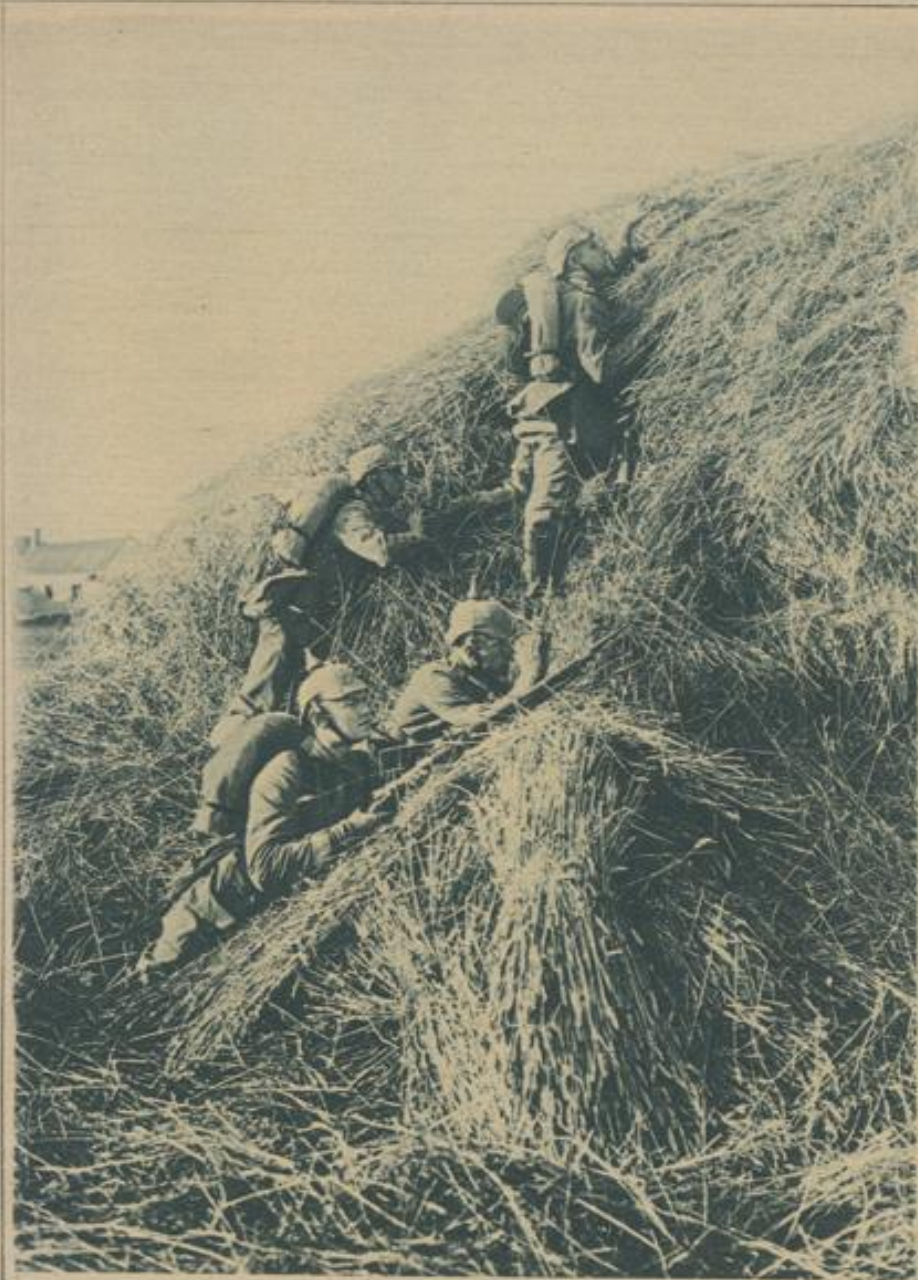
Feldgrau und Marineblau.

Phot. Roeder.



Kurze Rast für Roß und Reiter.

Phot. Roeder.



Phot. H. Zennaro.
Beobachtungsstation auf einer Strohdiele.

Phot. Pochet.



Gegen Regen geschützte Laufgräben deutscher Infanteristen.

Gen. von der. Mithras.



Spezialzeichnung für das „Illustrierte Blatt“ von Behner-Preuher-Glasemann.

Deutsche Infanterie stürmt ein von Franc-tireurs besetztes Haus.

Unser Hauptmann.

Eine Erzählung aus der Zeit des Hottentottkrieges.

Von H. W.

Wieder lag einer am Wege. Die Augen geschlossen, die Hände geballt, die Brust, auf welcher das nasse Hemd steckte, krampfhaft hebend und senkend. Der Sanitätsgefreite der 2. Kompanie war bei ihm, ein schneidiger, kleiner Rheinländer. Er beugte sich über den Zusammengebrochenen, dem er mit seinem Hute Kühlung zuschickte. Ich sah das halb unbewußt im Vorbeistolpern. Das war nun schon der dritte heute! Vorwärts! Immer vorwärts! Morenga sitzt bei Hartbeestmond!

Ziehend brannte die Sonne auf die ausgeörrten Klippen; wohl räumte der Ozean neben uns, aber er brachte keine Kühlung, und die Felsen zu unserer Rechten strahlten die Glut zurück, die sie schußlos einsaugen mußten. Im tiefen Sande des schmalen Uferstreifens arbeiteten wir uns dahin, dankbar die klippigen Stellen begrüßend, um uns nach dem Sande zurückzulehnen, wenn uns die Klippen Stiefel und Füße verletz-

ten. Denn wir gingen alle zu Fuß, im Gänsemarsch stieg einer hinter dem andern her. Die Pferde konnten wir hier nicht verwenden. So viele noch vorhanden gewesen waren, hatten wir in U d a b i s gelassen, wo auch die Wagen standen, die nicht vorher in Trümmer gegangen. Ein paar müde Tragtiere schleppten unser bißchen Gepäck, Munition und Proviant. Wenn dieser aufgezehrt sein würde, sollten sie selbst als solcher dienen. Die Zugtiere der Artillerie und der Maschinengewehre waren vor dem gleichen Schicksal nur so lange sicher, als ihre Kräfte anderweit gebraucht wurden. Wie immer.

Da lag schon wieder einer! Stumpf sinnig sahen wir auf ihn, während wir uns vorbeischiebten. Mir fiel auf, daß er neue Stiefel anhatte. Meine waren zerrissen. Aber das war ja ganz gleich. Vorwärts! Immer vorwärts! Morenga sitzt bei Hartbeestmond! Unermüdlich trieb der erprobte Führer zur Eile! Mochte fallen, was fiel!

„Heute sollten wir schon in Hartbeestmond sein!“ sagte eine Stimme hinter mir, der man anhöre, daß sie aus trockener Kehle kam. Ich war viel zu müde, um etwas zu erwidern. Wieder wurde alles still, nur

das Malen der müden Füße im gelben Sande, das Knarren des Lederzeugs, das Klirren und Klappern der Waffen und der Ausrüstung war zu vernehmen. Ab und zu stöhnte ein Mann tief auf, oder der Hottentot vor mir lachte sein krampfhaftes, bellendes Lachen. Die Sonne brütete auf uns. Rahn man den Hut ab, so gab es selbst jene scheinbare Kühlung nicht, die daheim am heißen Sommertage das Abnehmen des Helmes der nassen Stirn gewährt. Die Luft war wie im Treibhaus heiß und feucht. Die Äolite drückte, der Brotbeutel, die Geldflasche zogen nach unten, der Sand, der durch das Loch im rechten Stiefel hereinließ, brannte unter der Sohle und zwischen den Zehen, die Zunge steckte, die Augen glühten, der Kopf war hohl und dumpf. Vorwärts! Immer vorwärts! — Meine Gedanken begannen zu wandern. Ich sah den alten Kasernenhof vor mir daheim, da hatte unter meinem Fenster die Pumpe gestanden, an der die Leute ihr Gesicht wuschen. Da gab es Wasser! Klares Wasser in armdickem Strahl! Wie das wohl sein mochte!

„Na, Brodmann, wollen die armen Knochen gar nicht mehr?“ rief da plötzlich die helle Stimme des Haupt-

man n. s. Ich fuhr auf und war wach. Da stand er an der Bad und lachte mich an mit seinen hellen Augen, in denen doch der müde Schimmer lag. „Ja, immer munter, ihr Brüder, nun haben wir ihn bald!“ Er richtete sich mit einem Rucke auf, und unwillkürlich machten wir es nach. Da war ich vorüber und hörte seine fröhliche Stimme hinter mir mit den andern Reitern reden.

Woher nahm der Mann die fröhliche Laune? Ober tat er nur so? „Dann tu doch auch so!“ sagte eine Stimme in mir. „Erst können der Lachen!“ antwortete ich mir selbst ganz laut, während die müden Füße sich unwillkürlich lebhafter bewegten. Da lief der Hauptmann von hinten an uns vorbei wieder an die Spitze der Kompanie. „Es ist bald genug!“ sagte er und klopfte dem Holsteiner auf die Schulter, daß dieser aufsprang wie aus tiefem Traum. Dann ging er wieder voran. Ich sah das Gewehr, das er trug, wie alle Offiziere, im Gehen schwanen und verfolgte es mit den Augen. Da ging der Hauptmann! Dann war ja alles gut! Unser Hauptmann!

Vorwärts! Immer vorwärts! Glühend brannte die Sonne auf die Felsen, in deren Schatten wir uns hinwarfen, als endlich vorn gehalten wurde.

Der Platz sah wenig erfreulich aus, aber danach fragte keiner von uns! Nur nicht laufen brauchen! Ruhen, Schatten haben, Trinken und Essen! Im Nu war ich eingeschlafen!

„Auf, auf, Brodmann, Mensch, jetzt gibt's noch nichts zu schlafen!“ Der Hauptmann hatte mich an der Schulter angestoßen. „Sie mit drei Mann müssen da raus! Sicherung gegen Norden! Ich komme gleich nach!“ — Da war er schon weiter und rief nach dem Leutnant. Der sollte den Posten links am Drange aufstellen.

So lag ich mit drei Reitern auf der linken, klippen Höhe, fünfzig Meter über der Kompanie auf Posten. Der Hauptmann kam und brachte einen Schwarzen mit, der unser Essen trug. „Es hilft alles nichts, Kinder! Wenn wir ihn nur kriegen!“ Er lag lange bei uns hinter den Steinen und laute an einem Grashalm; schließlich rief er den Holsteiner. „Ziehen Sie mir doch mal den Stiefel aus, da ist was nicht in Ordnung!“ sagte er und hielt dem Mann den rechten Fuß hin. Der zog mühsam und fiel beinahe hinten über, als er endlich den Fuß befreit hatte. Der Strumpf war blutig. „Recht heiter!“ meinte der Hauptmann. „Dann hätte ich ihn nur lieber anbehalten sollen! Wer weiß, ob ich ihn nun wieder anfrische!“

„Soll ich mal nachsehen?“ fragte ich.

„Ach nein! Lieber nicht! Bis wir ihn haben, muß es ja doch halten? Da ist's schon besser, man schenkt sich die Ueberraschung bis nachher!“ Er nahm seinen Stiefel wieder und versuchte, ihn wieder anzuziehen. Es ging schwer; der Hauptmann pfiff vor sich hin und machte ein grimmiges Gesicht, aber er kam nicht zum Ziel. „Da haben wir's!“ Er humpelte mit dem halbangezogenen Stiefel nach unten. „Sagt den andern nichts!“ rief er im Davongehen. „Wenn man das Laufen nicht gewohnt ist!“ Als wollte er sich entschuldigen.

„Der Hauptmann hat's in sich!“ sagte einer der Reiter wie zu sich selbst. Ja, er hatte es in sich. Das wußten wir alle.

Im Lager des Uebungsplatzes Münster hatte ich ihn zum ersten Male gesehen, als die Kompanie in dem bunteschönen Aufzuge, den die verschiedenen Uniformen der deutschen Armee darstellten, sich zusammenfand. Als er da mit den Offizieren, die wie er bereits die graugrünen Uniformen trugen, vor die Front trat, da dachte ich: „Mit dem hast du Glück gehabt!“ Das blasse Gesicht mit dem blonden, kurzen, aufgesetzten Schnurrbart, der starken, geraden Nase und den hellen Augen hatte einen leicht spöttischen Ausdruck, als belächle er sich und alles um ihn, und seine ersten Worte hatten nicht viel anders geklungen; aber darunter lag etwas, das anzog, das unterwarf und das Bewunderung einflößte. Ich hörte die Leute nachher miteinander reden. „Das ist ein Keel!“ sagte ein Oberst. „Au Bock!“ meinte ein Berliner, „mit den jeh' ist Pferde fehlen!“ Und er hatte kaum ein paar Worte mit uns gesprochen.

Das war lange her! Wie lange, wußte keiner mehr. Man denkt immer, eiförmige Zeit sei langweilig und vergehe langsam, während Abwechslung die Zeit fürze. Wie fast alle landläufigen Annahmen ist auch diese falsch. Die Zeit des Feldzuges, in der es mehr Abwechslung gegeben hatte, als es dem heftigsten Heilsporn lieb war, wurde zu einer endlosen Zeitperiode.

Wie Ewigkeiten kam uns vor, daß wir hier „Orlog“ machten, und es war doch noch nicht ein Jahr her, seit wir den „Professor Boermann“ am Peterienquai bestiegen hatten.

Der Hauptmann hatte anfangs schwere Zeit gehabt mit der Kompanie. Da reden sie von Miliz und wollen aus nur eben ausgebildeten Leuten Millionenheere bilden. Wer gesehen hat, wie schwer es war, diese Kompanien, die doch aus gründlich ausgebildeten Soldaten von ausgeübter Führung bestanden, zu einem Ganzen zusammenzuschweißen, der bekam andere Gedanken darüber.

Aber es gelang. Der Hauptmann sprach nicht viel, aber er war desto mehr. Wie er es fertig brachte, uns alle so schnell bei Namen zu kennen, ist mir immer ein Rätsel geblieben. Nicht nur wir Unteroffiziere, sondern

selbst uns das zuerst voram, so tiefen Eindruck machte es nachher auf uns, den Mann auf der Brücke stehen zu sehen mit dem Buche in der Hand. Das Lächeln hatte jetzt einen andern Schein. Lange dauerte es, bis wir endlich auf der Reede von Swakopmund eintrafen. Endlich wurden wir auch ausgeschifft, aber nur um Arbeits- und Stappendienst zu leisten. Der gelbe afrikanische Sand ließ hier landeinwärts nicht viel Gutes ahnen, und wir waren eigentlich ganz froh, als es eines Tages hieß, wir müßten weiter nach dem Süden, wo der Hottentottenaufstand ausgebrochen war. Vielleicht sah es da weniger unwirklich aus!

„Denn man zu!“ lachte der Hauptmann, und die Reise ging weiter. Die afrikanische Küste, in deren Sicht wir fast immer blieben, änderte ihren Charakter jedoch nicht, immer gelbe und graue Dünenreihen und vor ihnen der weiße Streifen der Brandung! Endlich in den ersten Tagen des Januar 1905 verließen wir das Schiff endgültig.

Seitdem zogen wir im Lande umher, — und jetzt hatten wir Ende Oktober.

Von Keetmanshoop in die Karrasberge, von dort an den Drange, dann an den Fischfluß und dann wieder in die Karrasberge war es gegangen! Anfangs April hatten sie uns die Pferde abgetrieben, mehrmals waren wir im Gefecht gewesen, vielen Führern waren wir gefolgt, die Kompanie zählte noch einige 30 Gewehre! Viele von denen, die gemeinsam den „Peter Boermann“ bestiegen hatten, waren nicht mehr beisammen; der Hauptmann war immer dabei gewesen und war immer noch dabei. Er war von Stahl.

Denke ich daran, wie herzlich er seinem ehrlichen Unmüte Lust machte, wenn die Zeitungen spaltenlange Berichte über den mandchurischen Krieg brachten und deutsches Blut verachtet floß, weil keine sensationellen Siegesnachrichten in die Welt posaunt werden konnten, dann muß ich zugleich mich dessen erinnern, wie kindlich er sich der Post freute, die ihm die Mutter und die Schwestern sandte. „Neun Briefe von Mutter!“ rief er mir, dem Sergeanten, freudig zu, als ich in sein Zelt kam — wir lagen damals auf einer Station — um etwas zu melden.

Als Marenga unsere Pferdewache überfiel, während diese gerade ihre Gewehre reinigte, da war's uns schlecht gegangen. Im harten Gefecht hatten wir sieben Tote und eine ganze Anzahl Verwundete gehabt, und das Ergebnis war, daß die Kompanie bewegungsunfähig in höchst gefährlicher Lage abharrten mußte, bis Hilfe kam. Stets an der gefährlichsten Stelle war der Hauptmann gewesen, keine Miene seines Gesichts ließ ahnen, wie es in ihm aussah. „Ich mach's wie der alte Fritz nach dem Ueberfall von Hochkirch!“ sagte er zum Assistenzarzt. „Haben sie uns die Pferde abgeklopft, so holen wir sie uns wieder!“ — Der leicht ironische Zug um seinen Mund, als er der Pferdewache vor versammelter Kompanie seine Ansicht sagte über ihre in besser Absicht begangene Torheit. „Jetzt sitzen wir drin.“ schloß er, „aber es hängt von uns ab, ob wir drin sitzen bleiben wollen! Ich will nicht!“

Und wir blieben nicht drin sitzen! —

„Sag's doch dem Alten!“ hörte ich mal einen Reiter dem andern sagen. „Der weiß schon Rat!“ Und so war es auch. Er wußte Rat und wollte raten. Und wer nicht fragte, wo er hätte fragen sollen, der erhielt den Rat ungebeten, ob es ihm angenehm war oder nicht.

Stundenlang hatte der Hauptmann die Nacht gehalten für einen Reiter, der auf Posten unwohl geworden war, aber unerbittlich hatte er diejenigen, die auf Posten geschlafen hatten, vors Kriegsgericht gebracht. „Ich bin mähhaftig auch müde!“ hatte er gesagt, und keiner hatte daran gezweifelt, daß dem so war. Und den, der ihm am meisten Nähe gemacht hatte von allen, den hatte er bei Heidorus selbst zurückgeschleppt, als er angekratzt worden war. Ja, unser Hauptmann hatte es in sich!

Alle haben ihm nach, als er ins Lager hinabkumpelte. Es war, als gehe von ihm Kraft aus, die sich uns mitteilte. „Wenn es nur nicht schlimm ist mit dem Fuß!“ sagte eine Stimme, die der allgemeinen Besorgnis Ausdruck gab. „Der Alte kommt auch auf einem Bein mit!“ meinte beruhigend ein anderer. „Man könnte ihn ja auch tragen!“ schlug ein Dritter schüchtern vor.

(Fortsetzung folgt.)



Mit Genehmigung von G. Sieber, Berlin.

Der Kaiser in Felduniform.

auch alle Reiter waren ihm bald bekannt. Jeden Tag erschien er im Mannschaftslogis, hatte ein Wort bedauernder Rederei für die Seeranken, eine Frage über die häuslichen Verhältnisse, nach dem Regiment, kamte hier und dort die früheren Offiziere, den ehemaligen Standort, sprach über das Schiff, die Reiseroute, den Krieg und den Feind und machte so mit wenigen Worten die ihm unterstellte Kompanie zu der seinen.

Er zögerte jedoch nicht, durchzugreifen, wo es not tat. Das Wort „Krieg“ löst in den verschiedenen Menschen ganz verschiedene Instinkte aus, und einer der mächtigsten ist der nach Ungebundenheit. Und diesen kann man im Felde am wenigsten brauchen. Den Auszug von Bord bei Las Palmas mußte mancher, der dem schweren kanarischen Wein nicht genügend Vorsicht entgegengebracht hatte, mit langen Stunden unter dem heißen Deck büßen. Und mit Recht.

Der Dienst konnte an Bord natürlich nur, wie sich einer der Offiziere ausdrückte, „symbolisch“ gehandhabt werden. Wir schossen auf 50 Schritt nach einer ausgehängten Scheibe, exerzierten, turnten und fochten, so gut es eben ging. Der Hauptmann machte keinen Unterschied in seinem Urteil, ob wir auf dem Kasernenhofe gewesen wären oder auf dem Deck eines Afriladampfers. Wenn er dabei stand, gaben sich die Leute sichtlich Mühe. Einmal mußte er Sonntags die Predigt halten. So

Der Kirchspielvogt von Schlüchtingen

Roman von K. von der Eider

Nachdruckrecht geschützt durch
Hart Nöbler u. Co., Berlin W. 15

(13. Fortsetzung.)

Wenn sie in Sackleinwand gegangen wäre, hätte sie es den Leuten auch nicht recht gemacht.

Bei Wulffs Kommen atmete sie jedesmal auf. Mit ihm kam ein frischer Luftzug herein.

Wulff hatte durch Herrn Nöblers Vermittlung eine

Stellung als Buchhalter in einer großen Konservenfabrik bekommen. Er mußte angestrengt arbeiten, und er tat es gern. Es steckte noch viel unverbrauchte Kraft in ihm. So wurde er in kurzer Zeit seinem Chef eine große Stütze. Bald war er im Kontor, bald in der Fabrik. Dann wieder überwachte er auf dem Fabrikhof den Versand. Wenn etwas haperte, legte er selbst mit Hand an. Was ihm an kaufmännischem Wissen fehlte, eignete er sich durch Bücher an. Stundenlang studierte er abends. Da das Geschäft über See ging, wünschte der Chef, daß er Englisch lernte.

Als er dies erzählte, erbot sich Meg sogleich, ihm englische Stunden zu geben.

Das rührte ihn. Er war niemals freundlich zu ihr gewesen. Sie war ihm immer so feil vorgekommen, und er haßte die Kosterie. Er wollte nicht mit sich spielen lassen. Deshalb zögerte er, ihr Anerbieten anzunehmen, so sehr ihm daran lag. Sobald er sich verpflichtete, verlor er seine Sicherheit ihr gegenüber.

„Sie lernen mich Deutsch und ich lerne Sie Englisch“, schlug sie vor, da willigte er ein.

Von dieser Zeit an kam Wulff zweimal die Woche und arbeitete von acht bis neun Uhr abends mit Meg zusammen. Den einen Abend wurde Deutsch gelernt, den andern Englisch.

Sie nahmen es beide sehr ernst mit dem Lernen.

„Ich bin auf das Deutsche lernen so“, sagte Meg. Sie ballte ihre Fäuste und schüttelte sie. Das sollte ihren Eifer andeuten.

Wulff stellte sich pünktlich ein. Dann gingen sie in die beste Stube. Meg zündete die Hängelampe an, nahm die gestickte Decke vom Tisch und faltete sie sorgfältig zusammen. Das würde Lall mit einem Griff geizan haben. Sie war großzügiger. Freilich so ordentlich wäre es dann nicht geworden.

Wie genau die kleine Miß alles aufstellte: die Tinte, die Hefte, links die Bücher. Sie sah immer an derselben Stelle, auf demselben Stuhl und hielt den Kopf so geneigt, daß das Licht darauf fiel. Dann schillerte die eine Seite ihres Haars rotgolden und die andere blieb dunkel. Das war wieder ihre Kosterie.

Ihre Augen sahen ihn jedesmal groß und erstaunt an, wenn es in den seinen mal jörnig ausblitzte.

„Habe ich gesprochen schlechtes Deutsch?“

„Nein — nein.“

Es war merkwürdig, wie sie immer bei der Sache war. Ihre Gedanken schweiften nie ab wie seine.

Eines Sonntags besuchte er mal wieder seine Pflegeeltern. Er kam jetzt selten hinaus nach Schlüchtingen.

Es herrschte jedesmal große Freude, wenn er kam. Die Schusterin kochte Kaffee und holte Rahm und Backwerk. Der Schuster langte die Zigarren hervor, die er sich extra für den „Noopmann“ hielt.

„Zu dem vormaligen Kirchspielvogt keine geht Du doch nicht mehr, mein Zücken?“ fragte die Schusterin.

„Doch, ich bin ihnen viel Dank schuldig. Da werde ich sie doch in der Not nicht verlassen.“

„Na, wenn solche Geschichten passieren, hört doch die Dankbarkeit auf. Da leidet doch Dein Ansehen unter. Du bist ehelicher Leute Kind.“

Wulff zuckte zusammen. Die Alte fuhr fort:

Sie hatte den engen Schlupfwinkel dem Wind und Wetter draußen vorgezogen. Aber eines Tages würde sie es nicht mehr aushalten können in dem Schlupfwinkel... was dann?

Als Wulff am Abend in die Stadt zurückkehrte, trieb es ihn, an der Hellmannschen Wohnung vorbeizugehen.

Das Wohnzimmer war erleuchtet, aber es dünkte ihm doch zu spät, noch einzutreten.

Draußen spielte jemand Klavier und sang dazu. Er stand einen Augenblick und horchte. Nein, es war nicht Lall. Wenn die spielte, dann klang es wie in wilder Leidenschaft. Es war sicher Meg. Sie spielte sehr korrekt und sang mit ihrer hohen Kinderstimme ein schottisches Lied. Das handelte von der Reife, die der Gesang der Nachtigall nicht schlafen ließ.

Er ging weiter und dachte, ob Lall wohl in einer Ecke des Zimmers saß, und mit heißen Augen zuhörte, oder ob sie auf und ab ging und die Hand aufs Herz gepreßt hielt. Diese Vorstellungen quälten ihn.

Er kam an einem Tanzlokal vorbei, aus dem ein heller Lichtschein auf die Straße fiel. Man hörte Walzermusik und Stimmgetöse und sah an den Vorhängen die Schatten der tanzenden Paare. Es war kein feines Lokal.

Vor der Türe standen einige neugierige Frauen. Da strich er.

„Lall?“

„Ja, ich bin's. Ich ging noch ein wenig spazieren. Da lockte mich die Musik. Draußen wird getanzt, wenn ich nur einmal in meinem Leben tanzen könnte!“ Ihre Augen glühten.

Er zog sie mit sich fort. „Kommen Sie, Lall. Das geht doch nicht. Sie können hier nicht stehen bleiben.“

Er begriff, wie das heiße Blut in ihr wallte, wie sie sich Gewalt antun mußte, um sich zu beherrschen. Aber was würden die Leute sagen, wenn die Tochter des Zuchthauslers im Tanzsaal auftauchte?

Er sah sie von der Seite an. Sie trug einen außerordentlich großen, wenn auch schwarzen Hut und war überhaupt eine auffallende Erscheinung.

An der Straßenecke schlug ihnen ein kalter Luftzug entgegen. Lall schauerte zusammen.

„Es ist Winter“, sagte sie, „und der Sommer ist vergangen, ohne daß ich ein einziges Mal die Sonne habe scheinen sehen.“

Er widersprach.

„Doch, sie hat geschienen, Lall. Sie scheint sogar in Ihre Fenster. Sie müssen sie nur öffnen. Ich erinnere mich, daß Meg am Fenster saß, und die Sonne schien direkt auf ihr Haar.“

„Ja, Meg, die versteht es, den Sonnenschein zu finden.“

„Versuchen Sie es doch auch, Lall! Glauben Sie mir, so arm ist das Leben nicht, daß es gar keine Freuden für Sie hätte.“

„Wie kug Sie sprechen, Wulff! Wissen — und kennen mich doch so genau. Sie wissen doch, ich bin nur für's Große. Für kleine Freuden bin ich nicht geschaffen.“

Der Ton ihrer Stimme klang ihm ins Herz. Es war ihm, als ginge da jemand neben ihm, der hungerte und dürstete und er konnte nicht helfen, weil er zu arm und schwach war.



„Das Käppi“.

(Altheim hat diese dröhlige Szene in einer Rodelheimer Wirtschaft gezeichnet. Ein Landmann, der ein französisches Käppi besitzt, kommt herein, zieht das Käppi hervor und will es dem alten Bauern aufzeigen, der sich entsetzt zurückbeugt.)

„Den letzten Tag, als sie fortzogen, sah ich noch die Deern, die hatte sich aufgeführt wie 'ne Prinzessin und war so lustig. Hah — die wissen nichts von Not.“

„Als ob die Lebensfreude nicht auch zur Not werden könnte.“

„Das versteh ich nicht. Ich meine man, wenn einem sein Vater im Zuchthaus sitzt, denn soll er sich nicht mühen.“

„Aber die Kinder können doch nicht für die Schuld der Eltern.“

„Nä — aber sie sollen nicht mit Hüte gehen, so groß wie Pfannendeckel und noch mit Federn obenau.“

„Arme Lall“, dachte Wulff, „weil Dein Vater eine Schuld begangen hat, sollst Du jede Lebensfreude ver-sagen sein, solltest Du nicht glücklich werden dürfen? Bist Du das aushalten, Lall Hellmann?“

Er sah sie vor sich, das prächtige, voll entwickelte Weib mit der gedämpften Blut in ihrem Wesen, mit dem blauen Antlitz und den roten dürrigen Lippen. Nein Lall würde es nimmer aushalten.

Vor ihrer Tür verabschiedete er sich. An diesem Abend sah er noch lange in seinem Zimmer über dem englischen Wörterbuch. Er wollte und mußte es schnell vorwärts bringen, wenn er sie retten wollte.

Retten — wovor? Wo war die Gefahr? Sie lauerte rings um sie her. Sie lag in ihrem eigenen lebenshungrigen Herzen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Lall ging ihre eigenen Wege. Die waren nicht gut und nicht schlecht. Die Mutter ließ sie gewähren. Sie war ja längst über alle hinausgewachsen. So kam es, daß sie manchmal stundenlang in den Straßen oder auf der Chaussee umherwanderte und erst nach Hause kam, wenn es schon dunkel war.

Was sollte sie auch zu Hause anfangen zwischen all den Fleischnäsen? Lesen und Musizieren konnte sie nicht immer. Das Denken und Träumen war ihr zur Qual geworden, und die Tage und Nächte waren so endlos lang.

Lall wurde blässer, schmäler, ihre Augen hatten dunkle Ränder; aber das gab ihr nur neuen Reiz.

Eines Tages stand sie vor einem Schaufenster, in dem einige neue Modellmäntel ausgestellt waren.

Lall sah sie sich an. Der eine Dunkelgrau würde ihr gut stehen. Sie gebrauchte einen neuen Mantel. Den verwendeten würde sie niemals tragen. Sie konnte ihren Blick kaum losreißen, dann, als sie sich abwandte, sah sie noch, wie ihre eigene Figur sich im Schaufenster spiegelte. Hinter ihr stand ein Herr. Ihre Blicke trafen sich im Spiegel. Rasch drehte sie sich um. Was wollte er von ihr? Wer war er? Sie sah ihn mit einem stolzen Blick an, der zugleich Frage und Ablehnung enthielt.

Gewandt küßte er den Hut. Er war keiner von denen, die sich durch einen Blick einschüchtern lassen.

Sie wandte sich zum Gehen.

„Gestatten Sie, daß ich Sie begleite, Fräulein Hellmann?“

Wieder glitten ihre Augen über ihn hin. Sie nahm wahr, daß er ein junger Mann Ende der Zwanzig sein mochte, daß er nicht gerade häßlich und dumm aussah und nebenbei mit einer gewissen Eleganz gekleidet war. In seinen verführerischen Augen lag ein Anflug von Unruhe. In seinen Augen lag ein Anflug von Unruhe. In seinen Augen lag ein Anflug von Unruhe.

Was sollte ihr dieser gleichgültige Mensch? Zu anderer Zeit würde sie ihm wahrscheinlich, ohne ein Wort zu sprechen, den Rücken zugedreht haben; aber dieser Stolz war längst dahin.

„Ich erinnere mich nicht, Sie zu kennen.“

„Ich bin Ihnen einmal vorgestellt worden bei Direktor Plamböck. Es ist einige Jahre her. Mein Name ist Steenhoff. Wir haben die Maschinenfabrik drüben.“

Lall erinnerte sich allmählich. Ja, es war schon mehrere Jahre her. Er war damals noch ein richtiger dummer Junge. Sein Vater sollte Millionär sein. Aber was wollte dieser junge Mensch von ihr?

Ein eigentümliches Gefühl glomm in ihr auf, als hätte sie einen Schluck schweren Weins getrunken. Deshalb sollte sie nicht ein paar Worte mit dem jungen Mann wechseln? Er war doch einer aus ihrem Kreis.

Er warf ihr einen Schuljungenblick zu, halb schüchtern, halb schelmisch. In ihren Mundwinkeln zuckte es auf wie zu einem Lächeln; da merkte er, daß sie doch nicht so unzugänglich war, wie es den Anschein hatte.

Als ob es selbstverständlich wäre, ging er an ihrer Seite weiter.

„Ich bin Ihnen schon ein paarmal begegnet,“ gestand er mit drolliger Offenheit. „Sie haben mich immer nicht angesehen. Vorhin bin ich extra umgekehrt. Haben Sie das nicht bemerkt?“

Jetzt lachte sie sogar. Nein, sie hatte nichts gemerkt. In seinem Wesen war ein komisches Gemisch von jugendhafter Unbeholfenheit und weltmännischer Gewandtheit. Lall empfand mehr das erstere, das gefiel ihr. Es gab ihrer Unterhaltung einen kameradschaftlichen Ton.

„Ich möchte so gern mal mit Ihnen zusammen sein,“ sagte er. „Gehen Sie zu keinem Vergnügen?“

„Nein — zu keinem.“

„Sie gehen niemals aus?“

„Doch, ich gehe täglich spazieren.“

„Darf ich Sie dann begleiten?“

Sie warf den Kopf zurück. Nein, so leicht ergab sie sich nicht.

„Werden Sie morgen aehen?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht. Wie es mir paßt.“

„Wohin gehen Sie immer spazieren?“

„Wohin meine Laune mich führt.“

„Ach, Sie haben Launen,“ sagte er mit komischem Erschrecken. „Wohin gehen denn die? Vielleicht die Schlichtinger Chaussee?“

„Nein.“

Lall zuckte zusammen. Anfangs war sie jeden Tag dort hinausgewandert, bis sie das Dorf und den Eschenhof sah. Jetzt mied sie diesen Weg. Wenn sie die Wunde jeden Tag von neuem aufriß, heilte sie ja niemals.

„Was sehen Sie mich so an?“

„Sie haben solche schöne Figur,“ murmelte er, „und Ihre Augen.“

„Was ist es mit meinen Augen?“

Er antwortete nicht. Er tat bedrückt. Dadurch gewann er sie leichter.

„Sie sind komisch!“

„Darf ich Sie mal wiedersehen?“ bat er mit treuherzigem Blick, der ihm ausgezeichnet gelang und ihn gut kleidete.

Sie lächelte.

„Warum nicht? Ueberlassen Sie es dem Zufall, ob er uns zusammenführen wird. Die Welt ist hier so klein.“

Ein wenig niedergeschlagen verabschiedete er sich.

Lall ging allein weiter. Nach Hause? Nein — was sollte sie da? Sie lief in den Straßen umher. Mancher suchte ihr unter den Hut in die Augen zu blicken.

„Nein — nein, es ist nichts für mich.“

Sie ging weiter. Das kleine Abenteuer wirkte in ihr nach. Es war ihr, als wäre ihr Leben auf einmal in eine andere Bahn gelenkt, und doch war eigentlich gar nichts passiert.

Eine ganz harmlose Begegnung. Er ist ein guter Junge. Vielleicht mag er mich leiden. Nein — nein, er will nichts von mir. Was sollte mir von seiner Seite drohen? Ich bin ihm ja weit überlegen. Ich würde ihn auch nie lieben können. Er hat zu wenig Männliches in seinem Wesen. Warum sollte er nicht mein Freund werden können? Haha, die Tochter des Zuchthäuslers die Freundin des Millionärssohns! Es ist ein merkwürdiger Geschmack.

Lall ging noch immer in den Straßen umher. Vor den Schaufenstern wurden die Jalousien herabgelassen. Die Läden wurden geschlossen. Sie fühlte mit einem Male die Kälte. Ihr Mantel war viel zu dünn.

Es war schon dunkel, als sie daheim anlangte. Kältes waren da, und es wurde Musikfater gespielt mit Mägeln. Es war ein harmloses Spiel; aber sie amüsierten sich königlich dabei.

Man sah in der besten Stube auf den seidnen Möbeln. Meg präsentierte Tee und kleine Kringel und Pfeffermüsse. Dann setzte sie sich zur Seite und nahm ihre Handarbeit auf. Sie stützte einen feinen Lalltragen. Das erforderte viel Mühe und Geduld. Wie sie dasah — so lezengerade, so korrekt angezogen! Keinen Blick verwandte sie von ihrer Arbeit. Wer doch auch so sein könnte. Wer sich auch dabei wohl und zufrieden fühlen könnte!

Ja — die paßte in diese kleine Wohnung: die paßte zu der Mutter und Großmutter und den Bekannten. Die konnte arbeiten, mit Pfennigen rechnen und sich begnügen wie die andern. Nur sie allein konnte es nicht und würde es niemals lernen.

Mechanisch schlürfte sie ihren Tee und zerbröckelte einen Kringel.

„Sie sind selbstgebacken,“ flüsterte Mutterchen ihr zu.

Lall achtete nicht darauf. Sie dachte an den Millionärssohn. Fast wünschte sie, ihm wieder zu begegnen.

* * *

Am andern Tage sah Lall ihr Erlebnis mit ganz anderen Augen an. Es steckte ein gesunder Kern in ihr, und die sorgfältige Erziehung wirkte nach.

„Es führt zu nichts,“ sagte sie zu sich selbst. „Ich werde ihm aus dem Wege gehen.“

Am nächsten Tage ging sie nicht fort, und sie fühlte im Innern ein gewisses Stolzgefühl, daß sie über sich selbst den Sieg davon getragen hatte.

Es wurde ein Tag der unerträglichsten Langeweile. Immer wieder ging sie von einem Zimmer ins andere. Es roch überall nach dem Mittagessen. Mutterchen kochte Kohlstrabi.

Sie öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus. Da wurde in dem Hause gegenüber ebenfalls ein Fenster aufgemacht, und ein neugieriges Altfrauentgesicht blickte herüber.

Lall zog sich zurück.

„Zu eng, zu eng,“ murmelte sie.

Die Wohnung roch den ganzen Tag nach Kohlstrabi. Am Abend hatte Lall heftige Kopfschmerzen.

Am andern Tag hielt sie die freiwillige Gefangenschaft nicht mehr aus. Sie kleidete sich sorgfältig an und ging ziellos durch die Straßen. Sie blieb nirgendwo stehen.

Plötzlich stand Max Steenhoff vor ihr und küßte mit weltmännischer Grazie den Hut. Dann machte er wieder sein Dabengesicht.

„Ich habe gestern den ganzen Tag vergebens gewartet.“

Er fragte heute nicht erst um die Erlaubnis, sie begleiten zu dürfen. Nebeneinander schritten sie weiter. Lall merkte es kaum, daß er sie eigentlich führte, daß sie die Straße verließen und sich in den städtischen Parkanlagen befanden.

Bei alledem blieb er Kavaliere. Er richtete nicht nur seine Schritte, sondern auch seine Worte nach den ihrigen. Das hatte Geert Rissen nie getan.

Sie setzten sich auf eine Bank am Wege. Im Gebüsch lärmten ein paar Spatzen. Sonst war es ganz still.

Max Steenhoff redete eifrig auf sie ein. „Ich möchte so gern mal mit Ihnen Auto fahren. Ich habe einen zuverlässigen Chauffeur. Wir fahren zeitig fort, dinieren in Hufum, trinken in Schleswig Kaffee und fahren über Rendsburg zurück.“

In ihr sprühte der Funke Lebenslust hell auf. Sie hielt sich aber zurück. Das war zu schnell. So schnell warf sie sich nicht weg.

„Es würde Aufsehen erregen.“

„O, das läßt sich vermeiden. Kommen Sie morgen vormittags um elf Uhr auf die Chaussee hinaus vor die Stadt. Wir kommen dann mit dem Automobil und Sie steigen ein.“

„Morgen paßt es mir nicht.“

„Dann übermorgen. Ach bitte, tun Sie es! Ach man zu.“

Er konnte so hübsch bitten. Deshalb sollte sie nein sagen? Es war doch im Grunde eine harmlose Spazierfahrt. Der Chauffeur war dabei. Was sollte ihr geschehen?

„Fürchten Sie sich, Fräulein Hellmann?“

Nein, sie fürchtete sich nicht.

„Oder haben Sie keine Zeit?“

Ja, Zeit hatte sie.

„Dann kommen Sie — ja? Bitte, bitte!“

Sie lächelte über seinen Eifer.

„Ja, ich komme. Aber jetzt gehen Sie.“

Er zog eine Schmolliene; aber dann ging er.

Die Lebenslust glühte in ihr wie ein Feuer, das, eben entfacht, um sich greift. Einmal nur hinaus in die Weite, dann war die Enge leichter zu ertragen. Wenn die Tochter des Zuchthäuslers nicht offen ein Vergnügen genießen durfte, dann mußte es heimlich geschehen. Sie war jung und schön und hatte ein Anrecht darauf.

Max Steenhoff? Ach, es war ihr ja so gleichgültig, ob er es war oder ein anderer. Sie würde sich nicht gleich in ihn verlieben.

Der junge Mann war längst aus ihrem Gesichtskreis verschwunden. Sie merkte es nicht, daß ein anderer ihr folgte. Erst als sie ihren Namen nennen hörte, schrak sie zusammen und drehte sich um.

Bulff Jessen stand vor ihr.

„Wie geht es Ihnen, Lall?“

„Gut.“

Sie antwortete mit erzwungener Lebhaftigkeit und Heiterkeit. Es waren Stimmen in ihrem Innern, die sie damit zum Schweigen bringen wollte.

Bulff sah sie besorgt an. Sie gefiel ihm nicht. Das war keine Fröhlichkeit, die von innen herausstrahlte. Viel lieber hätte er ihre Augen in Tränen gesehen.

„Woher kennen Sie Herrn Steenhoff?“ fragte er.

„Ich sah Sie vorhin mit ihm gehen.“

„Woher ich ihn kenne?“ Sie lachte bitter. „Ich könnte sagen, von früher her. Er ist mir wirklich einmal vorgestellt worden — in aller Form. Aber ich will mich nicht besser machen, als ich bin. So hören Sie denn — von der Straße her kenne ich ihn. Er hat mich angesprochen und mich begleitet und ich hab' mir's gefallen lassen.“

„Er hat keinen guten Ruf.“

„Habe ich ihn?“

„Ja — und nochmals ja, Fräulein Lall, wollen Sie sich denn mit offenen Augen in den Abgrund stürzen?“

Sie lächelte seltsam.

„Ja — mit offenen Augen.“

„Lall,“ bat er, „verlieren Sie sich nicht. Versprechen Sie mir, daß Sie Herrn Steenhoff nicht mehr treffen werden!“

„Still — kein Versprechen! Weiß ich denn, ob ich's halten kann? Weiß ich heute, was ich morgen tun werde?“

Ihn kam eine heiße Angst an. Er konnte sie nicht retten, wenn sie nicht gerettet sein wollte.

„Lall,“ sagte er, „erinnern Sie sich noch des ersten Abends, als wir zusammen über den Koog gingen? Sie voran in Ihrem Käppel...?“

„Reden Sie nicht mehr davon,“ bat sie leise.

Er sah, daß ungeweihte Tränen in ihren Augen schillerten. Da fuhr er fort, ohne sie anzusehen:

„Wie oft habe ich Sie so vor mir gesehen. Die Marsch schimmerte im Abendsonnenrot. Das Land lag still zu unseren Füßen. Sie schritten daher wie eine Königin, und Ihre Augen strahlten in großer Güte und Freude. Es paßte alles zu Ihnen — der Himmel, die Erde. Da gehören Sie hin, Lall.“

Sie nickte mit dem Kopfe und fuhr sich mit raschem Strich über die Augen.

„Das ist vorbei.“

Stumm schritt er neben ihr weiter. Er wußte nichts mehr zu sprechen. Sie hatte ja recht. Es war vorbei. Der Traum von der Heimat, von dem Königreich dort würde niemals in Erfüllung gehen.

„Dort geht's hinein in unsere Straße.“

Als sie diese Worte sprach, so ohne jeden Klang, jede Freudigkeit, fühlte er ganz klar, wie es in ihr aussah. Wie mußte sie leiden, sie, die stets gewohnt war, die breiten Stufen zu dem großen Hause der Vogtei emporzusteigen, wenn sie die enge Straße entlang über die schmale Schwelle der kleinen Stadtwohnung schritt, wenn sie alles sich so nahe gerückt sah: die Mauern, die Gegenstände, die Menschen, daß es sie schier erdrückte. Sie gehörte zu den Menschen, die zum Leben einen weiten Raum gebrauchen.

(Fortsetzung folgt.)

„... ich hätte dann Gelegenheit, ein oder zwei Deutsche zu töten.“

NOTHING is to be written on this except the date and signature of the sender. Sentences not required may be erased. If anything else is added the post card will be destroyed.

I am quite well.
I have been admitted into hospital
and am going on well.
I am being sent down to the base.
I have received your letter.
Letter follows at first opportunity.
I have received no letter from you lately.
For a long time.

Signature only.

Date *F. J. Marshall*
Postage must be prepaid on any letter or postcard addressed to the sender of this card.

Der hier photographierte, von deutschen Soldaten aufgefunden Brief mit Umschlag, der an einen englischen Arzt gerichtet ist, lautet in der Uebersetzung:

„Ich freue mich zu hören, daß Du in guter Stimmung bist. Ich wünschte, ich wäre bei Dir. Ich würde gern eine Krankenpflegerin sein; ich bin sicher, ich hätte dann Gelegenheit, einen oder zwei Deutsche zu töten.“

Die Vorlage ist nach dem Original eines Briefes angefertigt, der an „Richard Reading, Esquire, Antwerp“ adressiert ist.

Richard Reading, ein Arzt, war freiwillig bei der 4. Kompanie des belgischen Corps Mitrailleur eingetreten. Den Brief ließ er bei dem eiligen Rückzuge der Engländer und Belgier bei Einnahme Antwerpens durch die deutschen Belagerungstruppen zurück. In dem aus Birmingham vom 28. September 1914 an

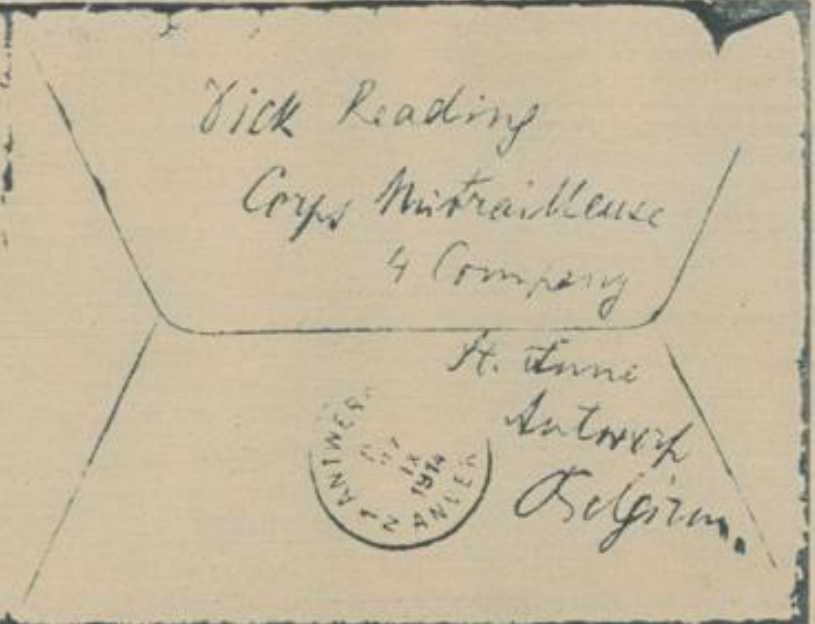
Henry F. Bell
Yardley
St. Anne
England
Sept 28/14
My Dear Brother

I am pleased to hear you are in good spirit I wish I was with you I would like to be a nurse I am sure I could kill one or two Germans

But good luck
Yours truly
Henry F. Bell

Die englische Feldpostkarte.

Die englischen Soldaten dürfen weiter keine Mitteilungen an ihre Angehörigen machen als die auf der Feldpostkarte vorgegedruckten. Das Anzustreife haben sie durchzuführen. 2. 11. 14



Wie die Engländer die Kirchen mißbrauchen.
In Löwen aufgefundenen Zeichnung eines englischen Journalisten.

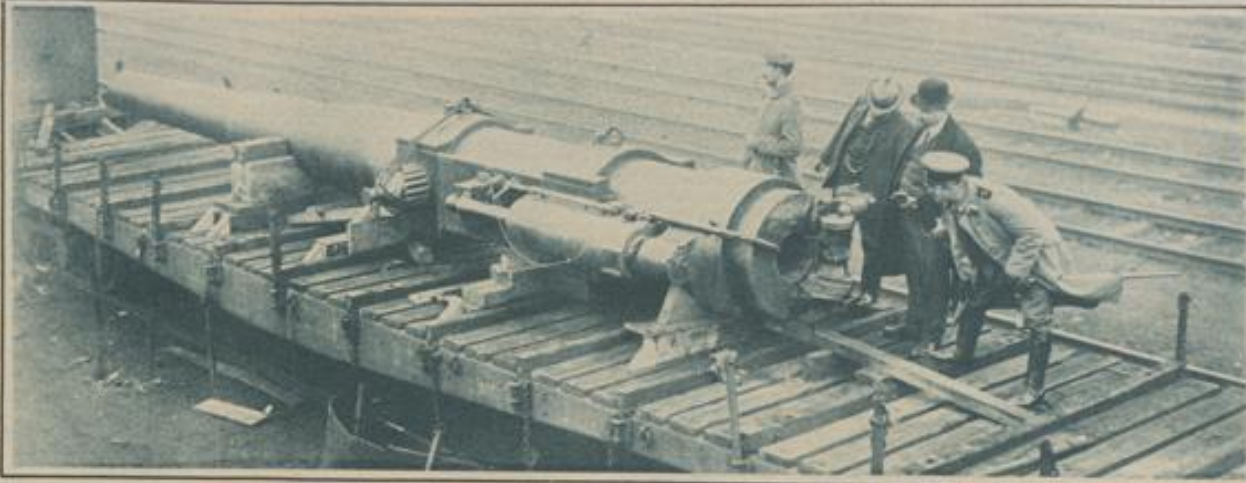
Unsere Gefangenen

am 1. November 1914

Franzosen		Russen		Belgier		England	
Mannschaften	Offiz.	Mannschaften	Offiz.	Mannsch.	Offiz.	Mannsch.	Offiz.
188,618	3138	186,779	3127	34,907	537	15,730	417
191,756		189,900		35,444		16,147	

Herrn Reading gerichteten Briefe hat seine Schwester Jane Reading die obigen Zeilen geschrieben.

Diese junge Dame hat also die Sehnsucht, die edelste Tätigkeit, die eine Frau in Kriegszeiten ausüben kann, die Pflege Verwundeter, in ihr Gegenteil zu verkehren und an verwundeten Deutschen gemeinen Mordmord zu begehen. Eine derartige Gefinnung ist nicht nur unweiblich, sie ist schlechthin bestialisch. Sollte Fräulein Jane Reading zu der Niedrigkeit der Gefinnung noch die Feigheit und Unehrllichkeit



Erbeutetes schweres englisches Küstengeschütz, das infolge des eiligen Rückzugs der Engländer aus Belgien nicht zur Verwendung gelangte.

keit hinzufügen, den Brief abstreiten zu wollen, so sieht das Original des Schreibens bei uns zur Einsicht zur Verfügung.

Die Postkarte der englischen Truppen, die auf der nebenstehenden Seite abgebildet ist, ist ebenfalls in einem Briefkasten in der Nähe von Royons von unseren Truppen gefunden worden. Sie zeigt, mit welcher Sorgfältigkeit die englische Militärbehörde den Briefverkehr ihrer Soldaten überwacht. Kein Sterbenswörtchen dürfen sie nach ihrem eigenen Empfinden sagen. Der einzige Verkehr mit der Heimat geschieht durch diese Postkarte, auf der alles vorgegedruckt ist. Ihre Uebersetzung lautet: Auf dieser Karte darf nichts anderes geschrieben werden als das Datum und die Unterschrift des Absenders. Die Sätze, die nicht erwünscht sind, können durchgestrichen werden. Wenn irgend etwas angefügt wird, wird die Postkarte vernichtet. — Ich befinde mich wohl. — Ich bin in ein Krankenhaus aufgenommen worden. — Ich bin krank (verwundet); es geht mir besser und hoffe, bald entlassen zu werden. — Ich habe Euren Brief (Telegramm, Paket) erhalten. — Ein Brief folgt bei der ersten Gelegenheit. — Ich habe keinen Brief von Euch erhalten (spät, seit langem keinen.) — Nur die Unterschrift: — Datum: — Briefe oder Postkarten an den Absender dieser Karte müssen frankiert sein.

Leutnant Heberichsdiener.

Der englische Kreuzer „Monmouth“, der bei Coronel am 1. November mit Mann und Maus unterging.

Der englische Feldmarschall Lord Roberts starb im Alter von 82 Jahren.



Leutnant Heberichsdiener.



Blick auf den Hafen von Dover.



Die Pferdümpfe, wo es zu heftigen Kämpfen gekommen ist.
Nach einem Gemälde von Prof. Fr. Ernst Morgenstern, Frankfurt a. M.

SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weiß

(13. Fortsetzung.)

„Herr Silberstein,“ sagte sie dann endlich, „vielleicht vereinfachen wir die Sache und Sie kommen morgen Vormittag zu mir.“

„Bitte schön, meine Gnädige, das kann geschehen. Wohin darf ich kommen?“

„Hotel Nordpol, Praterstraße.“

„Zimmernummer, bitte.“

„Ich habe es vergessen. Fragen Sie nur nach Frau von Sellheim. Ich werde schon Auftrag geben, daß man Sie zu mir führt. Ich bitte Sie aber, die Sache so einzurichten, daß wir morgen zu einem definitiven Abschluß gelangen können. Ich müßte mich sonst an jemand andern wenden, der die Sache prompter erledigt.“

Damit erhob sich Mary und wollte zur Tür gehen, durch die sie eingetreten war. Silberstein öffnete ihr aber rasch eine andere Tür.

„Nein, nicht hier! Gehen Sie, bitte, da hinaus!“

Offenbar wollte er es vermeiden, daß Mary mit jener Person zusammenstöße, deren Besuch soeben gemeldet worden war.

Mary wurde durch zwei halbfinstere Zimmer geleitet und stand dann vor jenem Ausgang, an dem sie ursprünglich geklopft hatte.

Silberstein verbeugte sich wieder tief.

So rasch als möglich eilte Mary die schlüpfrigen Stufen hinab. Als sie wieder auf der Straße stand, atmete sie tief auf. Die ganze Atmosphäre dieses Hauses lastete noch auf ihr.

Während der Autscher den Pferden die Haferbeutel abband und die Kofen faltete, bemerkte Mary, die sich, um nicht gesehen zu werden, in den Wagenfond zurück-

gelehnt hatte, einen Mann, der von der gegenüberliegenden Seite des Trottoirs zu ihr herüber sah.

Kannte er sie vielleicht? Oder galt die Blüte dem Eingang jenes Hauses, das sie eben verlassen?

Die Pferde zogen an.

Als der Wagen an jene Stelle gelangte, auf der der Beobachter stand, beugte sich Mary noch tiefer in den Fond zurück und hielt ihr Taschentuch vor das Gesicht. Zu ihrer nicht geringen Verwunderung hatte sie den Agenten Brandtner erkannt.

Was wollte der hier bei diesem Hause? War er ihren Spuren gefolgt?

Sie schrak zurück. Ja, weshalb? Warum denn? Warum sollte ihr die Polizei Agenten nachschicken?

Ach, Unsinn! beruhigte sie sich selbst, daran war doch gar nicht zu denken.

Oder stand der Mensch vielleicht im Dienste Waldens? Sollte Leo eifersüchtig sein und ihr nachspionieren lassen?

Aber nein! So etwas würde Leo nie tun! Wenn er meinte, Grund zur Eifersucht zu haben, so würde er sie offen und freimütig fragen.

Der Wagen sauste schwirrend durch das enge Gassen-
gewirr.

Mary lehnte sich aufsteigend in den Wagen zurück und blickte auf die Straße hinaus.

Ein banges Gefühl hatte sich läbmend auf ihr Herz gelegt. Unbestimmte Furcht erfüllte sie. Mit allen Vernunftgründen war sie nicht imstande, das Angstgefühl zu fassen. Ach, wenn das nur alles schon vorüber wäre... Wenn sie nur endlich Sicherheit, Ruhe und Glück fände...

In ganz anderer Weise empfing Silberstein den Mann, der ihm während der Anwesenheit der Baronin gemeldet worden war. Er nickte bloß flüchtig, als dieser mit untertänigem Gruß eintrat, setzte sich zum Schreibtisch und fragte kurz angebunden: „Was bringen Sie?“

Der junge Mann, es war Hans Zöllner, griff in die Tasche und legte dem Alten ein kleines Palet hin. „Ich hab' da was,“ sagte er, „ich möcht's gern verkaufen, wenn S' gut zahl'n!“

Silberstein antwortete nicht. Er durchschnitt mit einer großen Schere den Spagat und fragte, bevor er das Papier aufschlug: „Was ist es?“

„A Schmud.“

Der Alte nickte. Nun ja, Schmud konnte er brauchen. Das war noch immer das beste und sicherste Geschäft. Edelsteine ließen sich leicht umfassen, Goldschmiedearbeit konnte leicht eingeschmolzen werden und die Verbindung mit dem Orient hatte er ja, um Wertgegenstände in den verschiedenen Harems anzubringen.

Silberstein schlug das Papier auseinander. Seine Augen wurden groß, als er die Perlenreihe sah, die in dunkler Pracht vor ihm lagen. Er schob seine Brille zurecht und rückte den Stuhl näher an den Schreibtisch heran, griff nach einer Lupe, nach einem Fläschchen und nach einer Porzellanplatte und beugte sich dann über die schwarzen Perlen. Er ließ sie erst durch die Finger gleiten, ließ sie im Licht spielen, nahm an der Fassung verschiedene Nachproben vor und fragte dann, ohne in der Arbeit innezuhalten: „Was soll'n's denn kosten?“

„Wir werd'n schon einig werd'n!“

„Das ist keine Antwort. Sie müssen doch wissen, wie viel Sie dafür haben wollen?“

„Jefas, dös weiß i halt nôt. Dös muassen Sô besser versteh'n. Sag'n S' m'r halt, was S' dafür geb'n woll'n.“

Der Alte fuhr in seiner Prüfung fort.

„Aha, so also stand die Sache: Der Bursch wußte selbst nicht, welchen Wert die Perlen haben! Nun wußte er, womit er zu rechnen hatte.“

Silberstein war mit der Prüfung des Schmuckes zu Ende. Er lehnte sich in den Stuhl zurück und sagte zu Hans:

„Ich kann Ihnen jetzt noch gar nichts sagen. Wenn die Perlen echt sind —“

„Sô san echt!“ unterbrach ihn Hans. „Da können S' Ihna verlassen, dös wâh i ganz bestimmt!“

„Das werden wir ja sehen! Wenn die Perlen echt sind,“ setzte Silberstein fort, „dann wird es wohl hübsch was tragen. Vor allem muß ich das Stück von einem Schätzmeister untersuchen lassen.“

„Ich bitt' Sie, Sô kennen Ihna do a aus! Was brauchen S' denn da erst an Fremden dazu?“ drängte Hans.

„Meine Augen sind alt. Und das ist ein besseres Stück. Wenn Sie mir's nicht einen Tag dalassen wollen, nehmen Sie's wieder mit!“

Hans machte eine Bewegung, als wollte er etwas erwidern, Silberstein ließ ihn aber nicht zu Worte kommen.

„Ohne Sachverständigenprüfung kann ich so einen Schmuck nicht kaufen!“ erklärte er in bestimmtem Tone.

Hans kramte sich hinter den Ohren.

„Ja, wissen S', dös is a eigene Sach'. Alsdann bis morgen soll i warten?“

Der Bursch rang sichtlich mit einem Entschluß. Schließlich sagte er: „Sô, Herr Silberstein, a Quartier könnten S' mir nôt bis morgen geben?“

Der alte Fehler blinnte Hans prüfend an. Ah, so stand es! Seine ursprüngliche Vermutung war also richtig gewesen! Er mußte sich mit dem Burschen verhalten. Die Blicke Silbersteins sanken wieder auf die Perlen. Der Schmuck, den er jetzt in seiner Hand hielt, war ja unter Brüdern Tausende von Gulden wert. Unter diesen Umständen konnte er ihn billig bekommen und enorm daran verdienen.

Silberstein erfaßte sofort die Situation und versperre die Tür. Dann trat er ganz nahe zu Hans und fragte mit leiser Stimme: „Jetzt sag'n S' die Wahrheit! Ist Ihnen die Polizei schon auf der Spur?“

„Dös nôt, aber wissen S', ich möcht' mi nôt umtreiben in Wien. I hab' z' viel Bekannte und die Sach' wird an Wirbel machen.“

Silberstein überlegte. Es war nicht das erste Mal, daß er ein derartiges Geschäft durchführte.

„Bis morgen mittag können Sie hier bleiben,“ sagte er zu Hans. „Aber ich sag' Ihnen gleich, wenn's mit der Polizei einen Skandal gibt, dann will ich nichts damit zu tun haben. Kommen Sie!“

Der Alte öffnete eine Tür und winkte Hans, ihm zu folgen. Sie gingen durch drei Zimmer und traten in ein Kabinett, von dem eine eiserne Wendeltreppe ins Erdgeschoß führte. So gelangten sie in ein Kontor, dessen Tür geschlossen war. Stimmengewirr schlug an ihr Ohr. Sie befanden sich in der Pfandleihanstalt, die Silberstein nebenbei betrieb. Der Alte öffnete eine Tapetentüre und Hans folgte ihm in eine Art Magazin, das mit allerlei Gegenständen vollbehängt war. Zwei solcher Räume durchschritt er, drang dann in einen Keller ein, aus dem ein langer Gang zu einer eisernen Tür führte. Silberstein öffnete sie vorsichtig. Hans bemerkte, daß sie ins Freie führte.

„Kommen S' mit!“ forderte er Hans auf. Silberstein führte Hans über einen Hof zu einer kleinen Tür, durch die sie in einen Garten gelangten. Bald darauf hielten sie vor einem großen Tor, das verschlossen war. Silberstein klopfte an. Ein Mann erschien und zog achtungsvoll den Hut.

„Sie, Lechner, der Herr da bleibt bis morgen mittag hier. Er braucht ein ruhiges Zimmer und darf nicht gestört werden. Von niemand!“ betonte Silberstein. „Verstehen Sie mich?“

„Ich versteh'.“

Lechner winkte Hans. Nach ungefähr zehn Minuten kehrte er zurück.

„Alles in Ordnung?“ fragte Silberstein.

„Alles in Ordnung.“

„Jetzt passen S' auf!“ sagte Silberstein. „Der Herr ist ein Geschäftsfreund, verstehen Sie? Es ist möglich, daß sich jemand nach ihm erkundigt. In diesem Falle wissen Sie nichts von ihm.“

Lechner nickte bloß.

„Wenn eine Hausdurchsuchung stattfinden sollte, so sorgen Sie dafür, daß er rasch ins Freie gelangt.“

„Wann's nötig is, wick's g'sch'n!“ antwortete Lechner. „Sie wissen ja, gnädiger Herr, wie gut das Zimmer Nummer 15 liegt.“

Silberstein nickte abermals und trat durch ein zweites Tor auf die Straße.

Als er an die Ecke gelangte, sah er einen jungen Menschen, der eifrig mit einem Wachmann sprach und wiederholt auf sein Haus hindeutete.

Silberstein schritt langsam seinem Hause zu. Als er beim Haustor anlangte, wurde er angerufen:

„Verzeihen Sie, Herr Silberstein, auf ein Wort! Ich heiße Brandtner und bin Polizeiagent.“

„Ah, von der Polizei sind Sie? Und mit mir wollen Sie sprechen? Bitte, kommen Sie zu mir hinauf!“ forderte der Alte den Agenten liebenswürdig auf.

Moriß Silberstein war keiner von denen, die ein Polizeiagent verblüffen konnte.

Er bewahrte die Miene des braven Bürgers, lud mit einer höflichen Handbewegung den Agenten ein, voranzugehen, und rief ihm, indem er ihm folgte, nach: „Bitte, die erste Treppe links!“

Der Agent antwortete nicht und wandte sich nach links. Es war ihm nicht darum zu tun, sich in ein Gespräch mit dem Bucherer einzulassen. Im Gegenteil, er hatte die Absicht, rein dienstlich und möglichst scharf vorzugehen.

„Womit kann ich dienen, Herr Kommissär?“ fragte der Bucherer in der Wohnung.

„Ich bin nicht Kommissär,“ antwortete Brandtner, „sondern Agent, mein Name ist Brandtner.“

„Also, bitte, womit kann ich dienen, Herr Brandtner?“

„Haben Sie heute vormittag Besuche empfangen?“ fragte der Agent.

„Ja, mehrere.“

„Wen?“

„Entschuldigen Sie,“ antwortete Silberstein, „aber das kann ich Ihnen nicht sagen.“

„Das heißt, Sie wollen es mir nicht sagen!“

„Nein, das gerade nicht. Wenn ich auch bei meinen Geschäften zu einer gewissen Verschwiegenheit verpflichtet bin. Sie wissen, Herr Brandtner, daß die Leihanstalt mir gehört, und da kommen sehr viele Leute zu mir. Auch solche, die höchst klingende Namen tragen. Natürlich in der Voraussetzung, daß ich verschwiegen bin.“

„Ein solcher Fall wird sich wohl heute nicht ereignet haben!“ bemerkte der Agent.

„Nun, vielleicht doch!“ antwortete Silberstein lächelnd.

„Hören Sie,“ sagte Brandtner, „erschweren Sie mir nicht die Arbeit und zwingen Sie mich nicht zu Maßnahmen, die Ihnen vielleicht unangenehm werden könnten!“

„Ich wüßte nicht, wie mir die Polizei unangenehm werden könnte. Ich bin mir keiner Schuld bewußt!“ antwortete der alte Mann ruhig. „Uebrigens, sagen Sie mir doch, was Sie eigentlich wollen.“

„Hat Sie heute Vormittag ein junger Mann namens Böllner besucht?“

Silberstein zuckte mit den Achseln.

„Junge Leute waren mehrere hier. Nach den Namen meiner Besucher frage ich grundsätzlich nicht.“

„Vielleicht können Sie sich an ihn erinnern, wenn ich Ihnen die Personbeschreibung gebe,“ sagte Brandtner.

„Er ist groß, schmächtig, hat ein ziemlich verlebtes Gesicht, schütter blonde Haare, einen blonden Schnurrbart.“

„Rein, ein Mann, der so aussah, war nicht bei mir!“ unterbrach Silberstein den Agenten.

„Merkwürdig! Der Wachmann, der hier in der Straße patrouilliert, sah einen Menschen, auf den diese Personbeschreibung vollständig paßt, ins Haus treten.“

„Schon möglich, Herr Brandtner, ich bin ja nicht die einzige Partei.“

„Er bog aber links zu Ihrer Stiege ab.“

„Auch das ist denkbar,“ erklärte der Geschäftsmann, „aber Sie vergessen, daß sich auf dieser Seite auch der rückwärtige Eingang zur Pfandleihanstalt befindet. Er kann ja ebenfugut dahin gegangen sein.“

Ein Pfiff wurde auf der Straße laut. Der Agent stand auf und trat zum Fenster.

Silberstein hatte keinen Blick von ihm gewendet. Nur ein spöttisches Lächeln leckte sich um seine dünnen Lippen.

„Sie haben wohl Sulfurs erhalten?“

„Na!“ antwortete Brandtner trocken.

„Und wozu?“

„Weil ich das Haus durchsuchen lassen will!“

„Verzeihen Sie, Herr Brandtner, weshalb denn eigentlich?“

„Ich suche jenen Mann, der nach Angabe des Wachmannes in Ihr Haus getreten ist und es bisher nicht verlassen hat.“

Der Agent war zu Silbersteins Schreibtisch zurückgekehrt.

Blödsinnig blieb er wie festgebannt stehen. Seine Augen starrten auf ein Blatt Papier, das auf dem Schreibtisch Silbersteins lag.

Darauf stand mit zitternder Handschrift geschrieben: Frau von Sellheim, Hotel Nordpol, 11 Uhr Vormittag — Perlen Schmuck.

Eine Frage noch, Herr Silberstein. Sind Ihnen heute Vormittag nicht Perlen zum Kauf angeboten worden?“

Der Alte blinnte überrascht auf.

„Ja.“

„Und haben Sie sie gekauft?“

„Oh — nein. Es war ein wertvolles Halsband. Ich wünschte es zur Prüfung hier zu behalten, da ich mich bei derlei Geschäften auf meine alten Augen nicht verlasse. Da die betreffende Person aber eine Prüfung nicht abwarten wollte, so zerschlug sich das Geschäft.“

Der Agent überlegte einen Augenblick.

„Waren es schwarze Perlen, die Ihnen angeboten wurden?“

„Ja, es waren dunkelgraue Perlen, die im Juwelenhandel so bezeichnet werden.“

„Und von wem wurden sie Ihnen angeboten?“

„Verzeihen Sie, Herr Brandtner, ich sagte Ihnen schon, ich frage nicht nach dem Namen meiner Besucher. Und wenn ich sie auch weiß, so nenne ich sie nicht.“

Der Agent sah ein, daß er aus dem Alten nichts herausbekommen könne.

„Ja,“ sagte er, „wenn Sie mir keine Auskünfte geben wollen —“

„Geben können, bitte!“

„Also, geben können, dann bleibt mir nichts anderes übrig, als mir selbst zu helfen.“

„Bitte, tun Sie, was Sie nicht unterlassen können! Ich habe keinen Grund, eine Hausdurchsuchung zu fürchten.“

Mit diesen Worten begleitete Silberstein Brandtner zur Tür.

Brandtner rief die Kollegen, die vor dem Haustor Posto gefaßt hatten, durchsuchte die Wohnung, das ganze Haus, die Höfe, alle Nebenräume, ohne eine Spur von dem Besucher zu finden.

„Also wieder nichts!“ sagte Doktor Wurmser.

„Nichts, Herr Kommissär. Wir haben getan, was wir tun konnten.“

„Wo haben Sie seine Spur verloren?“

„Ich bin in der Früh hinein ins Sicherheitsbüro, wie der Herr Kommissär mir aufgetragen haben, und dort ist mir gesagt worden, daß alle Pfandleihanstalten und Juweliers avisiert sind und daß auch die gewissen verdächtigen Zwischenhändler überwacht werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Alter deutscher
Cognac

Asbach „Uralt“

Rüdesheim
am Rhein

Schleussner-Photo

Platten, Papiere,
gebrauchsfertige
Chemikalien

für Amateurphotographie, Preisl. u. Lieferg. durch Händler.
Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft
Frankfurt a. Main 7 und Berlin-Friedenau

Der große Krieg

Eine Chronik von Tag zu Tag

Urkunden, Depeschen und Berichte der Frankfurter
Zeitung. — Alle 14 Tage ein Heft. — Preis 40 Pfg.
Heft V ist erschienen. Bestellungen nehmen
alle Postanstalten in
Deutschland entgegen. — Preis 80 Pfennig monatlich
für 2 Hefte oder 2.40 Mark vierteljährlich für 6 Hefte.

Momentbilder vom Kriegsschauplatz.



Phot. H. Zenneke.

Ungarische Husarenpatrouille beim Füttern.



Requirierter russischer Bagagewagen.

Phot. H. Zenneke.



Phot. Schmitt u. Gierde.

Schwieriger Transport eines Flugapparates.



Phot. Union.

Landsturmleute reiten Rosafarbenpferde ein.



Phot. H. Zenneke.

Alarm! (Auf dem Tornister ist ein Kommissbrot festgeschmalt.)



Phot. Feiler u. Koch. Frankfurt a. M. - Kassel.

Das erste Hindenburg-Denkmal in Rödelheim b. Frankfurt, gestiftet von verwundeten Soldaten in Frankfurt-Rödelheim.



Der König von Württemberg (X) im Felde.



General von Emmich (X) auf einem Inspektionsgang.



Prinz Leopold von Bayern (X) beim Generalkommando des I. Bayerischen Reservekorps in Vimy.

Im Weichsellande bei Wloclawek.

Das Weichselland auf jener Strecke, wo der große Strom südlich von Thorn seine trüben Wasser langsam der deutschen Grenze entgegenwälzt, ist der Schauplatz, wo es den deutschen Waffen vergönnt war, den andringenden russischen Streitkräften so schwere neue Schläge zu versetzen. Zu beiden Seiten des Flusses, hüben im Gouvernement Warschau, drüben im Gouvernement Plozk, sind die Russen zurückgeworfen worden. Es ist ein alter geschichtlicher Boden, auf dem hier gestritten worden ist; es ist das Land der einstigen Herzogtümer Masowien und Kujawien, die ja beide später im polnischen Gesamtreiche aufgegangen sind. Die wechselnde Geschichte dieser Landschaften spiegelt sich auch in der Schichtung der Bevölkerung, in der noch heute verschiedene Stämme erkennbar sind. Neben den polnischen Bauern sitzt hier westlich der Weichsel die alte kujawische Bevölkerung, während östlich, im Gouvernement Plozk, die Masuren einen großen Teil der bäuerlichen Bevölkerung stellen; und schließlich kommen als weiteres, in dieser ganzen Gegend sehr bedeutendes Bevölkerungselement noch die Juden hinzu, deren Zahl besonders in Plozk selbst sehr erheblich ist. Von diesen verschiedenen Stämmen sind



Der Generalstab der 6. Armee.

die Masuren besonders interessant. Sie pflegen das Haupthaar über der Stirn kurz zu scheren, sonst aber lang herabfallen zu lassen und lang herabhängende Schnurrbärte zu tragen. Gleich den Russen tragen sie das Hemd über den Weinleibern, durch einen wollenen Gürtel zusammengehalten, darüber eine Art Kas-tan von weißer oder schwarzer Farbe, den Sulman, und auf dem Kopfe eine niedrige Schaffelmütze, im Sommer wohl auch einen niedrigen Strohhut. Der einstige Herzog von Masowien pflegte im festen Plozk zu residieren, aber die alte Hauptstadt von Kujawien muß man in der Einsamkeit und in der Einöde suchen. Das ist Brest, das durch den Beifall „Kujawsk“ gekennzeichnet und von dem litauischen Brest, der bekannten starken Festung Brest-Litowsk, unterschieden ist. Etwa 15 Werst westlich von Wloclawek liegt diese einstige Residenz, heut noch erkennbar an ihren alten Mauern und grabenumringten Wällen, und interessant durch eine bis ins 13. Jahrhundert zurückreichende Kirche. Aber sonst ist die alte Herrlichkeit der kujawischen Hauptstadt dahin, die, vom Strome der Geschichte verlassen, heut nur noch ein elendes, vergessenes Landstädtchen ist.



Landsturmänner im Osten beim Fertigstellen eines dauerhaften Schützengrabens.

Gefangene über Gefangene.



500 Gefangene aus den Kämpfen bei Digmuiden werden von bayerischen schweren Reitern transportiert.



700 Engländer und Franzosen die Frucht eines Sturmangriffes in Flandern werden kurz nach dem Gefecht zur nächsten Etappe geleitet.

Die Türken am Sueskanal.



Die Zitadelle mit der Ali Mehemet-Moschee in Cairo.
Die Moschee liegt innerhalb der Festungsmauer.



Die Festungswerke von Cairo, der stärkste Stützpunkt der Engländer in Ägypten.
Hier dürfte am heftigsten gekämpft werden.



Ausfahrt bei Port Said ins Meer. Das Suez-Denkmal.



Prof. v. Rausenberger.



Am Sueskanal.

Die Ereignisse in Ägypten.

Die Ereignisse in Ägypten gehen ihren Gang. Die englische Zensur ist zwar eifrig bemüht, alles, was sich in Ägypten ereignet, als völlig belanglos hinzustellen, aber schon weiß man in aller Welt, daß England in Ägypten vor ernstlichen Kämpfen steht. Am Montag kam die schwerwiegende Nachricht, daß die türkischen Truppen am Sueskanal eingetroffen und die Engländer unter starken Verlusten in die Flucht geschlagen hätten. Der Kampf hat sich 30 Kilometer östlich vom Kanal und am Kanal selbst abgespielt. Ueber Cairo, den festesten Stützpunkt der englischen Regierung in Ägypten ist, wie über die anderen Städte der Belagerungszustand verhängt worden. Aufs ängstlichste wird jeder durchreisende Europäer untersucht, und die Furcht der Engländer, Fremde könnten den Russen heimlich irgendwelche Mitteilungen machen, ist mindestens ebenso groß, wie ihre Spionenangst im eigenen Lande. Die türkische Armee dringt unaufhaltsam vorwärts. Die



Generaloberst von Hindenburg mit seinem Stabe.

Worte, des Präsidenten des jungägyptischen Komitees, die ägyptische Nation werde ihre Pflicht tun und sich im rechten Augenblicke erheben, um gemeinsam mit der türkischen Armee die Engländer zu vernichten, dürften nicht in den Wind gesprochen sein, zumal die Ägypter die Garantie von der Türkei haben, daß der Einmarsch der Türken lediglich zur Befreiung des Landes vom englischen Joch bestimmt ist und daß sie die Souveränität des Sultans nicht antasten wollen.

Prof. Fritz Rausenberger.

Diplomingenieur Prof. Fritz Rausenberger aus Frankfurt a. M., Mitglied des Direktoriums der Fried. Krupp A. G. und Hauptmann der Landwehrtillerie wurde in Anerkennung seiner Verdienste um die Konstruktion der 42 cm Mörser zum Ehren doktor der philosophischen Fakultät der Universität Bonn und zum Doktor-Ingenieur der technischen Hochschule in Karlsruhe ernannt. Er erhielt bei der Beförderung von Ättich das Eisene Kreuz.